

Xa
1185 *ka*



Carl Eugen Paulig.

Aus der Vergangenheit
des Oberharzes.

Von Hermann Ey.

Clausthal.

Ed. Pieper'sche Buchdruckerei (W. Georgi).

1911 (552)



7. 22

Gezeichnet von W. M.
Pantoy, Magdeburg

W. M. Pantoy. 1. 1. 16 verheiratet

60

h

00

h

Tit. Nr. H 12. 537. h.



Vorwort.

Wie gern hätte ich noch hinzugesügt: „Aus guten und bösen Tagen“, aber wahrlich des Guten ist zu wenig zu berichten. Wer die Geschichte unsrer Oberharzger Heimat nur oberflächlich überblickt hat, muß gestehen, daß fast schon seit ihrer Besiedlung Not und Tod, Bedrückung durch Kriege und verheerende Seuchen, häufige und teils gewaltige Feuersbrünste, Teuerung und Arbeitsmangel mit wenigen Ausnahmen bis an die Pforten der neuesten Zeit eine lange Leidenskette für ihre Bewohner bildeten, die bei den Vorgängen der verflossenen Jahrhunderte so manchen bitteren Kelch leeren mußten. Wohl wurden in jenen Zeiten auch andere Gebiete des deutschen Vaterlandes von vielerlei Nöten heimgesucht, es ist jedoch immer zu bedenken, daß der unwirtliche hohe Harz alle Leiden härter empfand, da er stets ein armes Fleckchen Erde war, das nicht selbst wie das flache Land Lebensmittel hervorbringt, sondern mit seiner täglichen Nahrung fast ganz auf dessen Zufuhren, und noch bis auf den heutigen Tag, angewiesen ist.

Dazu kamen die häufigen abnormen Witterungsverhältnisse, langanhaltende Trockenheit, die das unentbehrliche Futter unsres schönen Harzviehs auf den weitgedehnten Wiesen verdorren ließ; oder diese waren

übermäßig lange vom Schnee bedeckt, von anhaltenden Regenperioden heimgesucht, wodurch häufiger Mißwachs herbeigeführt wurde. Die Gruben und alle mit dem Bergbau zusammenhängenden Werke lagen still, wenn nach drei Monaten der Trockenheit die Wasser der zahlreichen Sammelteiche aufgebraucht waren, da nun die nötigen Aufschlagwasser fehlten, und, wie jeder Harzler weiß, die vielen tiefen unterirdischen Baue, weil dann die in ihnen durch Wasserkraft betriebenen Subkünste gleichfalls trocken lagen, durch das Steigen der Grundwasser unfahrbar wurden, sie „erfossen“, wie der bergmännische Ausdruck lautet. Betriebs-einschränkung, Verkürzung der Schichten, Entlassungen von Bergleuten und damit in Verbindung bittere Not waren genugsam die Folgen dieser öfteren, aber unabwendbaren Kalamitäten.

Rühmend muß jedoch hervorgehoben werden, daß von den Bergbehörden zu allen Zeiten, wenn es im Bereich der Möglichkeit lag, Alles getan wurde, von den Bergleuten Arbeitslosigkeit, Hunger und Sorge fernzuhalten. Sie wurden dann mehr über Tage beschäftigt, bei der Erzarbeit, beim Erzfahren, mit Aufarbeitung in den Forsten, mit Chausseebauten, Teich- und Grabenanlagen.

Das Alles ist besser geworden schon durch die heutigen vollkommeneren Verkehrsverhältnisse, bessere Zufahrtsstraßen, namentlich durch das stetig vermehrte Eindringen der Schienenwege in unser Gebirge. Sie lassen eine Schwierigkeit in der Ernährung der Harzbevölkerung nicht so leicht mehr aufkommen, auch nicht einmal ein plötzliches Auftreten einer solchen ist mehr denkbar. Auch die Unsicherheit in der Beschäftigung

und im Verdienst der Bergleute hat Dank der stabileren Verhältnissen im gesamten Bergbauwesen, der sozialen Fürsorge seitens des Staates und Dank der achtungswerten Selbsthilfe der Bergleute keinen Boden mehr, sicher aber ist sie nicht entfernt noch mit den Existenzgefahren früherer Zeiten zu vergleichen, zumal jetzt auch schon in der Privatindustrie des Harzes manche Hand ihre ständige Beschäftigung findet.

Nicht minder ist es von Bedeutung, daß durch die fort und fort der höchsten Vollkommenheit entgegengeführte Wasserwirtschaft, das für den gesamten Bergbau so hochwichtige System der Wasserhaltung, Zu- und Abführung, ein häufiges Auftreten der Schädigungen durch Trockenis wie Ueberflutung hintangehalten wird, wodurch den Betrieben so schwere Benachteiligungen wie früher erspart bleiben.

Und das ist von hohem Wert. Der Bergbau und seine Nebenbetriebe sind nun einmal die Haupterwerbsquelle für die Harzbewohner, mit ihnen steht und fällt der Harz. Es sei darum auch noch an die große Bedeutung der Forstwirtschaft des Harzes erinnert. Zu $\frac{4}{5}$, rund 80%, ist der Harz mit Wald bestanden und Tausende von Menschen finden in ihm und durch ihn ihren dauernden, wenn auch oft recht mühsamen Verdienst.

Je grundverschiedener alle diese Erwerbszweige von denen des flachen Landes sind, um so weniger kann sich auch der Harzer leichten Herzens von seiner heimatlichen Scholle trennen. Die Arbeit des flachen Landes ist nichts für ihn. Er hat in all den vergangenen trüben Jahrhunderten zäh am Harz festgehalten und tut es auch heute noch, nachdem nun so Vieles



besser und erträglicher geworden ist, Gesetz und Ordnung ihm seine Ruhe und Sicherheit verbürgen, Gemeinwesen, Kirchen und Schulen so vorzüglich entwickelt sind und nachdem, wohin er nur blicken mag, ihm tausendfältig angenehmere Bilder vor das Auge treten, als sie jene alten Zeiten boten, aus denen in den nachfolgenden Artikeln Einzelnes mitgeteilt werden möge. Er ist im harten Kampf mit der rauhen Natur und bei seiner auch heute noch keineswegs beneidenswerten mühseligen und gefährvollen Arbeit ein fröhlicher und tüchtiger, allezeit unerschrockener und hilfsbereiter Menschenschlag geblieben, der seine Berge über Alles liebt und dem darum wohl Niemand „ein besser Land“ zu bieten vermöchte. Und wie sich mit der weiterschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung seine eigene Lage noch fort und fort bessern wird, so wird auch in alle Zukunft seine zähe Anhänglichkeit an den Harz lebendig bleiben!





Über Auswanderungen vom Harz.

Die oben erwähnte Anhänglichkeit der Harzer an ihre Heimat, wenn jene sich auch in Sitten und Gewohnheiten, Charakter und Sprache Jahrhunderte hindurch bis heute noch so streng von anderer Bevölkerung unterscheiden, hatte zu Zeiten doch nicht zu verhindern vermocht, daß die Macht der Verhältnisse stärker war und sie sich ihnen unterordnen mußten. Die Auswanderung von Bergleuten z. B. wurde in manchen Jahren durch jene herbeigeführt. Verschiedenartig waren jedoch auch die Ursachen, die oftmals die Harzer veranlaßten, der geliebten Heimat den Rücken zu kehren und ihr Glück in fremden Landen, oft weit übers Meer hin, zu suchen. Wenn es im Bergbau nicht recht vorwärts gehen wollte, die Gruben, wie es wohl schon vorkam, schlecht „silberten“ und sich auf diese Weise die Arbeitsgelegenheit verringerte, klopfte die Not an die Türen und ließ den davon Betroffenen keine Wahl: sucht anderswo Verdienst! Denn wo war auf dem Harze anders Unterkunft als im Bergbau? Dann verkauften manche ihre letzte Habe und gingen außer Landes, mit der schmerzlichen Ungewißheit im Herzen, ob sie wohl jemals im Leben ihre geliebten heimatlichen Berge wiedersehen würden.

Am 2. Juli 1752 wanderten eine Anzahl Berg-, Boch- und Hüttenleute mit ihren Familien nach Süd-Carolina (Amerika) aus, und zwar von Clausthal, Zellerfeld und auch von Wildemann, und dieser Umstand läßt vermuten, daß die Auswanderung die Folge ihre

Xa 1785 h

L 2, 4452

von vier großen Bränden war, die in den Jahren 1725, 1737, 1739 und 1748 die obigen drei Harzstädte so furchtbar und fast ohne Beispiel für die damalige Zeit heimsuchten (in dem ersterwähnten Jahre Clausthal, in dem zweiten Zellerfeld, im dritten und vierten das kleine Wildemann). Wie noch in einem späteren Artikel ausführlich mitgeteilt wird, waren es bei diesen 4 Bränden allein 661 Häuser mit hunderten von Nebengebäuden, die den Flammen zum Opfer fielen, so daß es nicht Wunder nehmen kann, daß Viele gar nicht wieder aufbauten oder aufzubauen vermochten, und sich fortwandten in die weite Welt.

Am 15. Juli 1817 wurden vom Bergamt 56 Bergburschen, auch von Zellerfeld, Andreasberg und Lautenthal, nach Erfurt abgegeben, die dort Arbeit bekommen sollten, zu derselben Zeit auch eine noch größere Anzahl (etwa 150 Mann) nach Preuß. Minden (meistenteils zu Festungs- und Wallbauten). Es war wieder großer Arbeitsmangel im Bergbau, sodasß sogar nach Eckernförde 90 jüngere Bergleute zur Arbeit abgegeben wurden. Obgleich angekündigt wurde, daß diejenigen, die dazu bestimmt waren abzureisen und nicht fort wollten, keine Arbeit mehr bekommen würden, so trafen die nach Erfurt und Minden gewesenen bereits in demselben Monat wieder zu Hause ein, weil der Verdienst dort geringer gewesen war als sie ihn zum Lebensunterhalt bedurften. Nach acht Tagen wurde ihnen aber mitgeteilt, daß sie hier unmöglich wieder angestellt werden könnten; sie müßten nach Hannover zu „Chausseearbeiten“. Dahin reisten sie denn auch sämtlich ab. Ob sie später, als sich die Zeiten gebessert hatten, alle wieder in die Heimat zurückgekehrt sind, ist nicht mehr bekannt. Es mußte hier aber auch wohl recht trübe Zeiten gegeben haben, denn es wurde z. B. am 2. Juni desselben Jahres in den Zechenhäusern abgelesen, daß diejenigen Gruben, die die Kosten nicht mehr einbrächten, eingestellt werden würden. Die Ausführung dieses Beschlusses folgte bald darnach. Zuerst

wurden (am 23. Juni) die Gruben „Herzog Christian Ludwig“, „Katharina“ und der „Turm Rosenhof“ (letztere zeitweilig) stillgelegt, die Schächte gleich zugebaut und die Triebkünste abgehauen. (Ein Jahr später, am 1. Dezember 1818, wurden auch die Gruben „Rosenbusch“ und „Benedikta“ eingestellt.) Viele der jüngeren Bergleute kamen an die Grabenarbeit. Am Montag darnach wurden die übrigen zum Teil an die Holz- und Walдарbeit, zum Torfstechen am Bruchberg und zum „Erztrecken“ kommandiert; zu letzterem Zwecke wurde die Hälfte der hierzu vorhandenen Pferde abgeschafft. Am 25. August begann das Erzziehen auch auf dem „Mittleren Zug“ durch 40 Mann. So hatte, wie hieraus hervorgeht, das Bergamt wieder das Möglichste getan, die Not und den Fortzug fernzuhalten. Ob die in die Fremde Geschickten, wenn es auch hart war, die Heimat halb gezwungen verlassen zu müssen, das schlimmste Los gezogen hatten? Gewiß nicht, denn auf dem Oberharz machte eine schon aus dem Jahre 1816 her andauernde Teuerung das Leben bitter schwer, und die am 11. Oktober 1817 eingeführte 14tägige Löhnung hatte gewiß auch ihre guten, wenn auch heute nicht mehr deutlich erkennbaren Gründe. Ein Tagelöhner erhielt einen Taler Vorschuß, ein Gedinghauer 24 Gr., Steiger und Untersteiger nichts. Alle 14 Tage erhielten sie dann die ganze Löhnung.

Am 14. Februar 1826, am 5. November 1827 wanderten von Clausthal und aus anderen Bergstädten zahlreiche Berg- und Hüttenleute teils mit ihren Familien nach Brasilien aus und zogen am 26. Oktober 1830, wohl nachdem in Briefen die Schilderungen des fernen schönen Landes in der Heimat eingetroffen waren, nochmals 23 Familien und auch später noch einzelne nach sich. Es waren dies keine gezwungenen Auswanderungen, sondern alle jene hatten sich freiwillig dazu entschlossen, denn dort wie in Mexiko hatten englische Gesellschaften neue Bergwerke in Betrieb gesetzt und Brasilien selbst suchte in jener Zeit für seine weiten Gebiete, die die Größe Deutschlands

überragen und doch so schwach bevölkert sind, gerade wie in heutigen Tagen noch Ansiedler herüberzuziehen, denen die günstigsten Bedingungen in bezug auf Land-erwerb u. gestellt wurden. In unsrer heutigen Zeit lauten die Schilderungen nicht mehr so vielversprechend und es wird geradezu vor der Auswanderung dorthin gewarnt, soweit wenigstens sie von Agenten angepriesen wird. Damals entstanden zahlreiche deutsche Kolonien in Brasilien, deren bedeutendste, Blumenau in der Provinz Sa. Katarina, i. J. 1850 von Dr. Blumenau begründet, heute glänzend dasteht als ein Musterbeispiel deutschen Gemeinwesens und deutscher Zusammengehörigkeit. So haben denn auch Viele diesen wichtigen Schritt in ihrem Leben nicht bereut. Der brasilianischen Regierung waren solche fleißige und allzeit nüchterne und einfache Pioniere der Arbeit hoch willkommen im Lande und alle noch den ersten Nachgefolgte wurden damals freudig aufgenommen.

Auch zu den Auswanderern nach den amerikanischen Vereinigten Staaten zählten zu allen Zeiten, besonders als die Reisen auf den Auswandererschiffen sich erheblich billiger stellten als bei der älteren Segelschiffahrt, zahlreiche Harzer. Die meisten von ihnen, soweit sie am Leben sind, stehen noch heute in regem brieflichem Verkehr mit der alten Heimat.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es die Sucht nach Gold, nach mühelosem Reichtum, die die Harzer Bergleute, man möchte sagen: scharenweise, aus der Heimat lockte und sie dem fernen Süden, der Inselwelt Australiens, mit magnetischer Gewalt entgezog. Das „Goldfieber“ war ausgebrochen und hatte alle Welt in einen ruhelosen Zustand versetzt, und die Harzer, als „geborene“ Bergleute, glaubten erst recht, leichter als andere ihr Glück dort zu machen. So zogen denn, als im Jahre 1851 in Newswales und Victoria reiche Goldlager entdeckt waren, Viele von hier hinaus, um ihr Heil dort zu versuchen und bald, reich an irdischen Gütern, heim-

zukehren. Aber, wie Mancher wurde dort aufs Grausamste enttäuscht, wie manche Hoffnung wurde vernichtet! In vieltausendfacher Uebersahl schon waren die Schürfer aus allen Theilen der Welt gekommen, um das glückende Gold von der Erde aufzulesen, doch die besten Felder waren längst vergeben, und wo sie, die ihre letzten Mittel schon meist verbraucht hatten, bis sie nach der langen See- und Landreise an Ort und Stelle anlangten, ihre Spitzhacke auch einschlugen, ihr „Claim“ führte das heißersehnte Gold nicht oder nur in so geringen Mengen, daß es ihren Schweiß und ihre Mühen nicht lohnte, und die Enttäuschten meist froh waren, in anderen, groß angelegten und von Kapital gestützten Betrieben gegen Lohn und Brot zu arbeiten, um nur das Leben zu fristen. Viele, die die Mittel zur Heimreise erübrigen konnten, wandten dem Wunderlande den Rücken, um in die Heimat zurückzukehren, mancher Harzer kam auch wieder und hat Zeit seines Lebens an jenem „Goldfieber“ gekrankt, bis auf einige aber war Niemand darunter gewesen, den der Ausflug in die Goldregionen zufriedengestellt hatte.

Wenige Jahre zuvor, 1848, war auch in Kalifornien, zunächst in den Flußläufen, dann durch rasch ausgedehnten Bergbau, am Lande Gold gefunden, dessen Menge sich in dem ersten Jahrzehnt immerfort steigerte. Die Kunde hiervon hatte sich ebenso wie die australische Nachricht mit Blitzesschnelle in der ganzen Welt verbreitet und durch den Massenzustrom von Menschen war auch hier schließlich das gleiche Elend wie dort herbeigeführt. Immerhin blieben jedoch, nachdem das Goldfieber nachgelassen hatte, Viele, bei denen die Heimreise nicht „glücken“ wollte, in jenem weitgedehnten Lande als Kolonisten ansässig, da Ackerbau und Viehzucht, Obst- und Weinbau auf diesem überaus fruchtbaren Boden sich in den nachfolgenden Jahrzehnten zu ungeahnter Blüte entfalteten. Hier wie in Australien leben heutigen Tages noch zahlreiche Harzer.

Im Mai 1851 sind von Clausthal 130 und von Zellerfeld fast ebensoviel Personen nach jenen Goldgefildden ausgewandert, die Gesamtzahl der aus allen 7 Bergstädten Fortgezogenen soll in etwa 2 Jahren rund 3000 (!) betragen haben.

Eine andere Art Auswanderung, hinter der so etwas wie ein leichter Druck zu verspüren war, fand im Juli des Jahres 1800 in Clausthal statt. Am 16. Juli jenes Jahres wurde durch Ablesen in den Zechenhäusern, die damals übliche Art der Bekanntmachung von Angelegenheiten der Bergleute, kundgegeben, daß Bergleute nach Schlesien gesucht würden. Sie sollten 3 Taler Lohn und an Reisegeld 6 Mariengroschen für die Meile erhalten, auch wurde mitgeteilt, daß die sich Meldenden bei ihrer späteren Rückkehr wieder Arbeit erhalten würden. Es hatten sich 60 Mann bereit erklärt, Clausthale, Zellerfelder und Andreasberger. Als sie durch einen schlesischen Bergbeamten (Obergeschw. Holzberger) abgeholt werden sollten, wurde ihnen auf dem Bergamt verkündet, daß, wer jetzt nicht mit wolle, abgelegt werde. 29 Mann reisten mit, die Hälfte hatte es sich also anders überlegt. Einer übrigens nicht verbürgten Nachricht zufolge sollten diese denn auch in der That abgelegt worden sein.

Einige Jahre nach den Auswanderungen in die Goldländer, im Herbst 1854, verließen wieder eine Anzahl Männer ihr sicheres Brod im Bergbau, um einem Phantom nachzujagen, das ihnen gleichfalls bald darauf zu einer bitteren Enttäuschung wurde. In Ramsbeck in Westfalen hatte eine private Gesellschaft Kohlenbergbau begonnen, und da es an tüchtigen Bergleuten mangelte, hatte sie im Oberharz den Versuch gemacht, solche unter den glänzendsten Versprechungen anzuwerben. Das war ihr nur zu gut gelungen. Hundert bis hundertfünfzig waren auf die Anerbietungen eingegangen und hatten, trotzdem sie, auch vom Bergamt, vielfach und eindringlich vor dem Schritt, den sie zu tun vorhatten, gewarnt waren, ihre herrschaftliche Arbeit gekündigt, um in die Dienste

jener Gesellschaft zu treten. Groß mochte die Unzufriedenheit in jener Zeit sein, ungünstig auch die allgemeine wirtschaftliche Lage, denn im Frühjahr desselben Jahres, in der Nacht vom 12. zum 13. April, brach jener große Brand in Clausthal aus, durch den 101 Wohnhäuser samt ihren Nebengebäuden in Schutt und Asche gesunken waren und wenn auch die oberste Bergbehörde bald nach diesem Unglück nicht ungern sah, wenn sich von den Bergleuten eine Anzahl zur Auswanderung entschloß, ja sogar Beihilfen dazu gewährte, mochte sie dennoch jene, die sich im Herbst nach Ramsbeck zu gehen verpflichten wollten, nicht in das sichere Glend ziehen lassen und hatte sie deshalb ermahnt, in ihrem Brot zu bleiben. Aber sie blieben allen Vorstellungen unzugänglich. Nach einem unter Vorantritt eines Musikkorps durch die Straßen der Stadt erfolgten Umzuge, der die erregten Teilnehmer auch vor das Amtshaus, die Amtswohnung des Berghauptmanns v. d. Kneesebeck führte, erfolgte tags darauf die Abreise der dem Harze untreu Gewordenen unter großem Lärm.

... Doch wie mir do kame — was soll ichs net sahn? —
In dr Eb'n nein, sung Alles zu greine all ahn.

Ach! von dan Gehofften trof wenig mant ein:
Dar Mehverdienst is blus, bei Licht besahn, Schein,
Denn hummerterlä Dinge, in Harz net bekannt,
Sän nethig zum Lahm in westfäl'schen Land.

Drim Harz, ach, mei Harz, nu ho ich män Luhn,
Ich ho dich verlossen, dei treißter Suh'n,
Zu larne hie, daß de in deiner Gestalt
Bleist immer dr harrlichste Platz of dr Walt!

In seinem Buche: „Altenau im Harz und Umgebung“ schildert Karl Fieke in einem warm empfundenen Gedichte, dem die obigen Verse entnommen sind, die Reue eines Bergmanns über seinen unüberlegten Schritt und zugleich seine tiefe Sehnsucht nach den heimatlichen Bergen. Wie der Dichter in seinen

Verfen es ausgesprochen hat, so war es auch in der Tat gewesen. Hier Erz-, dort Kohlenbergbau, hier die Heimat, dort die Fremde mit ihren grundverschiedenen Lebenserfordernissen — das war eine harte Nuß, ein schlechter Tausch für die betörten Harzer! Und zu alledem wollte auch jener Betrieb nicht florieren, so daß die Harzer Bergleute, eben dort angesiedelt, bald nach Neujahr 1855 bereits alle wieder in die Heimat zurückkamen. Jedoch währte es lange, bis wenigstens ein Teil von ihnen aufs neue in herrschaftliche Dienste genommen wurde, da unglücklicherweise die wirtschaftliche Lage auch jetzt noch eine mißliche und der Ueberfluß an Arbeitskräften noch größer geworden war. Ihrer Benefizien (Herrenforn-Berechtigung etc.) waren alle verlustig gegangen. Ein Teil suchte anderweite Beschäftigung, während der Rest nach Saarbrücken ging, wo sie wohl im Kohlenbergbau geblieben sein werden.

Große Freude erregte es nach Jahren auf dem ganzen Harze, als gelegentlich seiner Anwesenheit in Wildemann am 12. Juli 1863 König Georg V. von Hannover, den auch die Königin, seine Gemahlin, begleitete, sich der „verführten Ramsbecker“ erinnerte. Er hatte Wildemann besucht, wahrscheinlich um die Verheerungen durch das Hochwasser im Jahre 1861 sich schildern zu lassen, hatte auch aus diesem Grunde dem Orte eine Spende überreichen lassen, und bei dieser Gelegenheit den ihn begleitenden Berghauptmann v. Einsingen beauftragt, folgenden königlichen Willen bekannt zu geben:

„Se. Majestät unser Allergnädigster König hat mir aus Anlaß Allerhöchster Anwesenheit in Wildemann den ehrenvollen Auftrag erteilt, zur allgemeinen Kenntniß der Harzbewohner zu bringen:

Wie Allerhöchstdenselben der heutige Empfang in Wildemann, sowohl insbesondere der Einwohner der Bergstadt Wildemann, als der übrigen von Nah und Fern herbeigekommenen Harzbewohner,

wenn gleich von den getreuen und dem angestammten Herrscherhause von jeher anhangenden Harzern erwartet, doch freudig bewegt habe;

wie aber auch Allerhöchst Er Seinerseits dem Harze und dessen Bewohnern in von Seinen erhabenen Vorfahren angeerbter Liebe und landesväterlicher Huld zugethan sei, wie in dem Bestreben, dem Harze ein zweiter Herzog Julius zu sein, Er diese Seine Gesinnungen nicht nur mit Worten, sondern, soviel Gelegenheit, auch durch die That bekräftigen wolle,

und weil dazu heute sich Veranlassung biete, so habe Er und Seine Allerhöchste Gemahlin, unsere vielgeliebte und verehrte Königin, beschlossen, die durch die bekannten außergewöhnlichen Wasserfluthen des Jahres 1861 so schwer heimgesuchte Bergstadt Wildemann mit einer Gabe von 1000 Thalern zu unterstützen, wobei Ihre Majestät die Königin, die von gleicher Gesinnung für den Harz beseelt sei, mit einer Summe von 300 Thalern Sich beteiligen wolle.

Um ferner die Allerhöchst Ihm nur zu bekannt gewordene traurige und drückende Lage der im Jahre 1854 zur Auswanderung nach Ransbeck verführten Bergleute einigermaßen zu verbessern, da leider die Lage des Berghaushalts ein völliges Zurückgehen auf die früheren Verhältnisse nicht gestatte, so wolle Er verfügen und anordnen, daß die jetzt auf den Harz Zurückgekehrten, so weit sie verheiratet seien, wieder zum Genusse des Magazin-Korns oder eventuell zur Brodzulage, und zwar vom heutigen Tage, 12. Juli, an gelangen sollen.

Indem ich durch Vorstehendes des mir ertheilten Allerhöchsten Befehls mich entledige, vertraue ich, daß die Allerhöchst ausgesprochene und durch huldvolle Gnaden-Acte sofort bethätigte Gesinnung sowohl Er. Majestät des Königs als Ihrer Majestät der Königin, bei jedem Harzbewohner Anerkennung finden und dazu beitragen



möge, die den Harzern angeborene Liebe, Anhänglichkeit und Treue für den geliebten Landesvater und Allerhöchsten Bergherrn zu mehren und fort und fort zu stärken.

Namens aller Harzer ein aus dem Herzen kommendes Glückauf! für Seine Majestät unsern Allergnädigsten König und Allerhöchsten Bergherrn!

Clausthal, 12. Juli 1863.

(gez.) v. Linsingen, Berghauptmann."

In welchem Umfange die von dieser Brodkorn-Berechtigung ausgeschlossenen Gewesenen hiernach wieder in den Genuß dieses wichtigen Benefiziums eingetreten waren, ist wohl daraus zu erkennen, daß inzwischen der größte Teil der „Ausgewanderten“ bis auf eine kleine Anzahl in Saarbrücken Gebliebener, die, wie anzunehmen ist, aus Unverheirateten bestand, sich wieder in der Heimat eingefunden hatte, so daß also hauptsächlich den Verheirateten die Wohlthat des „Serrenkorns“ durch jenen königlichen Gnadenakt d. d. Wildemann, wenn auch erst nach Jahren, zuteil geworden ist. Er hat dennoch Frieden und vielen Segen gestiftet.

Zuletzt seien noch einige weniger umfangreiche Auswanderungen erwähnt, die gleichwohl vielleicht mit einigem Interesse zur Kenntnis genommen werden. Zum Betriebe der reichen Kupfer- und Zinngruben der Grafschaft Cornwallis im Südwesten Englands wurden, in welchem Jahre ist unbekannt, wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, eine größere Anzahl Oberharzer Bergleute engagiert.

Im Jahre 1825 wurden Berg-, Boch- und Hüttenleute für Mexiko auf dem Harze angeworben, deren Abreise im Jahre 1826 erfolgte. Im folgenden Jahre ging Bergsekretär v. Uslar dorthin ab und trat daselbst als Oberberghauptmann ein. Im „Hamburgischen Correspondent“ nahmen die nach Mexiko Ausziehenden in einem ernstbewegtem Gedichte eines Direktors J. H. Müller Abschied vom Vaterland.

Im Jahre 1825, am 2. März, ging Eduard Calvör von Altenau nach Potosi in Bolivien, in die silberreichen Minen des Cerro de Potosi.

1846, am 16. September, wanderten der Obergeschworene Giesecke mit Familie und Schwiegersohn, sowie Bergchirurgus Dr. Baumgarten und etwa 15 Andere nach Texas aus.

Schwere Zeiten der Not.

Zu jenen schweren Zeiten der Not im Harze, die mehrere Jahrhunderte hinter uns liegen, zählten gewiß am meisten einige Jahre, in denen die Pest, die grausame, verheerende Seuche, auftrat und bis in unsre heimatlichen Berge hinauf drang. Einmal erschien sie in den Jahren 1347/49, als der Harz freilich noch schwach bevölkert war. Damals fiel ihr fast Jedermann, der nicht rasch genug die Flucht vor diesem Schrecken ergriffen hatte, zum Opfer; auch das Kloster Cella, die erste Ansiedlung auf dem Oberharzer Hochplateau, wurde einige Zeit darauf, nach etwa anderthalbhundertjährigem Bestehen von den Benediktiner-Mönchen verlassen und stand öde und leer da, von da an nur noch herumstreichendem räuberischem Gesindel Unterschlupf bietend. Die Mönche waren wieder in den Schutz des Simon-Judas-Stiftes zu Goslar zurückgekehrt, woher sie gekommen. Es war danach, als sei der Oberharz lange Zeiten hindurch ausgestorben gewesen. (Eine Nachricht aus der alten Geschichte der Nachbarstadt Osterode gibt noch die Jahre 1566, 1597, 1611 bis 1625 als besonders schwere Pestzeiten an, da einmal allein in der dortigen Megidiengemeinde über 1500 Personen der Seuche erlagen. Und mehr oder weniger werden auch jedes Mal die oberen Harzstädte und Orte mit davon betroffen worden sein.)



Als die Pest dann zum zweiten Male hier auftrat, hatte längst wieder frisches fröhliches Leben pulsiert. Die Harzstädte und all' die kleineren Ansiedlungen waren inzwischen erstanden, Gruben und Hütten waren allerorten im Betriebe, mit auf- und absteigendem Glücke gingen Berg- und Hüttenmann ihrer mühevollen Beschäftigung nach und die Bevölkerung des Harzes war eine bedeutend zahlreichere als zu jener oben geschilderten Zeit. Seit einigen Jahren bereits wütete der Krieg durch alle deutschen Lande (1618 bis 1648), in dessen Drangsale auch bald unser Harz einbezogen wurde. Teuerung und Hungersnot waren seine Vorboten. Schon 1619 war ein unglückliches Jahr gewesen, denn viel Regen hatte im ganzen Lande Missernten gebracht, auch „das Heu von den Bergwiesen hinweggeföhret.“ 1621 kostete ein Malter Roggen (6 Himten) 17 Rthlr. (?), 1 Malter Gerste 11 Rthlr., 1 Stübchen Goslarsches Bier 9 gr., 1 Stübchen Broihan 3 gr., 1 Stübchen Brantwein aber 2½ Rthlr. (1 Stübchen etwa 3½ Liter.) In den Jahren 1624 bis Anfangs 1626 kam nun zu diesen Nöten die Pest und die Entbehrungen der Harzbevölkerung erreichten bald ihren Höhepunkt. Zu dieser Unterernährung, — wie wir heute sagen — traten noch die Leiden und Lasten des Krieges und die Schrecken jener furchtbaren Seuche! Umhergeschleppt durch die zügellosen und unsauberen Horden der Söldnerheere jenes großen Krieges, begann sie im Dezember 1624 in Claussthal aufzutreten. Und das große Sterben, das sich nun mit unheimlicher Geschwindigkeit hier zunächst ausbreitete, fand den geeigneten Boden. Bald begannen Träger und Totengräber ihre unheimliche Tätigkeit. Arztliche Hülfe, häusliche Pflege — ach, sie waren ja hier bei dieser „Sterbensseil“ fast ganz ausgeschaltet. Sie nutzten so gut wie nichts. Wie angehaucht brachten die meisten die Krankheit mit heim, auf der Straße überfiel sie die Armen bei völligem Wohlsein, kaum daß manche Bergleute ihren Weg aus der Gruben Tiefen noch

herausfanden. Wen sie ergriffen hatte, der litt nicht lange. Furcht, Angst und tödtlicher Schrecken lagen über der gesamten Einwohnerschaft, ganze Häuser starben aus und oft ohne die Feststellung der Personalien wurden die Leichen schließlich durch die Träger fortgeholt und beigelegt, und kaum noch wußten sie, wen dies oder jenes Grab barg. Die ersten an der Pest Gestorbenen waren (in einer Woche) Heinrich Bergmann mit 6 Kindern, Jakob Bergmanns Tochter und eine Schwester von ihm mit 1 Kind. Schnell darnach, im Januar 1625 starben dem Jakob Bergmann wieder 2 Töchter und 1 Sohn, im Februar auch dessen Mutter an der Pest. Das Auftreten der Seuche in Zellerfeld erfolgte fast gleichzeitig wie in Clausthal. Pastor Albertus Cuppius, „bey die 47 Jahren uff der fürstlichen Freyen Bergstadt Zellerfeldt gewesenem Pastoris“, der jene ganze schwere Zeit mit erlebt und nach dem Ueberfall der Stadt durch Tilly flüchten und mit seiner Familie bettelnd umherirren mußte, schildert an einer Stelle seiner Chronik, wie auch se in Haus die Pest heimsuchte, mit folgenden ergreifenden Worten: „Waß sonst andere Beschwerlichkeiten uns betroffen, item waß Krankheiten, als Blutgangh, Pestilenz und dergleichen belanget, bin ich mit den Meinen theils dran nicht allein auff einmal niedergelegen bis in den Todt, sondern es sindt mir auch an der Beste 3 Töchter gestorben, als zwo auff einem Sonnabendt und die elteste wohlgerahtene 7 Wochen hernach. Gott verleihe ihnen eine fröhliche Auferstehungh am jüngsten Tage und uns samb allen Gläubigen!“ Ein Clausthaler Bürger jener Zeit hat Aufzeichnungen über das Wüten der Seuche hinterlassen, die der von D. v. Heinemann zum ersten Male vollständig herausgegebenen Zellerfeldischen Chronik des M. Cuppius (Huch-Duedlinburg) angehängt sind. Sie erstrecken sich über die Hauptperiode, zeigen das Ansteigen und Abschwellen der Seuche aufs deutlichste und führen folgende Zahlen an: Es wurden begraben: am 17. Juli 18, in der Woche Jacobi 24, 31. Juli



bis 6. August 31, 7. bis 13. August 46, 14. bis 20. August 56, 21. bis 27. August 87, 28. August bis 3. September 131, 4. bis 10. September 93, 11. bis 17. September 109, 18. bis 24. September 112, 25. September bis 1. Oktober 68, 2. bis 8. Oktober 71, 9. bis 15. Oktober 54, 16. bis 22. Oktober 60, 23. bis 29. Oktober 41, 30. Oktober bis 5. November 33, 6. bis 12. November 30, 13. bis 19. November 20, 20. bis 26. November fehlt, 27. November bis 3. Dezember 12, 4. bis 10. Dezember 9, 11. bis 17. Dezember 12, 18. bis 24. Dezember 5, 25. bis 31. Dezember 2 Personen. Von der Kanzel herab wurde am Neujahrstage 1626 durch den Prediger Volkswete bekannt gegeben, daß in dem eben vollendeten Jahre in den beiden Bergstädten Clausthal und Zellerfeld (auf diese werden sich die obigen Angaben jedenfalls beziehen) mehr als 1350 Personen an der Pest gestorben seien, $\frac{3}{4}$ davon in der Bergstadt Clausthal. Aber sie hatte auch in den übrigen Harzorten ihre Opfer gefordert. So waren z. B. in Andreasberg über 700 Personen dahingerafft, in Lautenthal in manchen Wochen bis zu 25 usw. In Goslar starben an der Pest, wie eine handschriftliche Aufzeichnung besagt, „diesmal noch einige Hundert mehr als 50 Jahre zuvor (1573), da eine pestartige Seuche auftrat, die sich weithin ausdehnte, schwer auf Andreasberg (!) lag, wo die Toten stündlich beigesezt wurden, und der in Goslar an 2000 Menschen erlagen.“ — „Nach dem Sterben hat das Volk häufig wieder gefreuet,“ meldet am Schlusse seiner Zahlenangaben lakonisch jener alte Clausthaler Chronist. Ja, was hätten sie auch besser tun sollen? sei hinzuzufügen uns erlaubt.

Etwa 150 Jahre später, 1771, grassierte in Clausthal wiederum eine Krankheit, die der auch damals aufgetretenen und anhaltend teuren Zeit nach für eine Art von Hungertyphus anzusehen gewesen sein mag. „Auch ist hier zum Clausthal ein allgemeines Sterben, daß manchen Tag 4 bis 6 Leichen begraben

werden. Die mehresten werden vom Zellbach weggetragen, wo eine allgemeine Seuche unter den Menschen ist, daß ganze Häuser darniederliegen oder wohl gar aussterben. Gott erbarme sich dieses harten Schicksals und mache der Not ein Ende, für welches wir ihn loben und breißen wollen!" so schließt die alte Nachricht über dies Unglück. 1772 aber hielt sowohl die Teuerung wie auch das "Sterben" noch an, zwei "Pastors" waren im April krank und der dritte Prediger starb am 18. des Monats. Auch von 1773 wurde noch ähnlich gemeldet, bis 1774 Krankheit und Sterben "etwas" nachließen.

Im Sommer des Jahres 1782 herrschten in Claussthal die Blattern unter den Kindern so stark, daß an manchen Tagen 6 bis 7 starben, im ganzen Jahre etwa 300.

Nach der Pest.

Die eine der Ländergeißeln hatte sich vom Harze fortgewandt. Ihre furchtbaren Spuren, die schmerzlichen Wunden, die sie den Harzern fast ohne Ausnahme geschlagen, blieben aber noch auf lange Zeit hinaus fühlbar. Wohl kein Haus, keine Familie waren von ihren Keulenschlägen verschont geblieben, kaum einen Hausstand gab es, dem nicht das eine oder andere oder mehrere Glieder fehlten. Andere waren ganz ausgestorben oder fortgezogen. Und so gings weiter in der Not der Zeit, denn der Krieg tobte noch ärger als zuvor und die Teuerung war zur Regel geworden. Der Umstand, daß die Bergstädte verschiedenen Fürsten angehörten, trug nicht unwesentlich dazu bei, daß der Oberharz gewissermaßen zum Brellbock für die feindlichen Heere der Umgegend wurde. Denn Zellfeld zählte, wie Wildemann, Grund und Lautenthal, zu Braunschweig, während Claussthal, Andreasberg und Altenau dem Fürstentum Grubenhagen angehörten. So kam es, daß, woran des Herzogs

von Braunschweigs Bruder, der „tolle Christian“ auch sein gut Teil Schuld mit trug, Truppen der verschiedensten Heere oft genug dem Harze näher kamen, ihn teilweise „von Weitem“ durch auferlegte Kriegsteuer und Lieferungen in naturalibus brandschatzten, Pferde und Wagen requirierten, die Niemand wieder sah, und schließlich bis in den Oberharz hinauf oft schwere Einquartierungslasten von der ausgepreßten Bevölkerung zu tragen waren. Aber so erging es ja fast dem ganzen Niedersachsen; Tilly und Wallenstein, Dänen, Schweden und Braunschweiger hausten hier abwechselnd mit ihren Heeren. Bis nach Gittelde waren 1625 die spanischen Reiter Tillys vorgeedrungen und hatten sich dort ins Quartier gelegt. Der „wilde Holk“, wie er kurzweg genannt wurde, war ihr Anführer, einer der Tilly von den Niederlanden her zu Hilfe gesandten rohen und kriegsgewohnten Offiziere. Da wurde unter den oberharzer Städten Grund, das kleine benachbarte Bergstädtchen, das erste Opfer des Uebermuths jener wilden Soldateska, die in Gittelde auf der Bärenhaut lag, und ohne eine direkte Veranlassung, nur vielleicht weil es dem Braunschweiger Herzog zugehörte, oder weil auch hier Harzschützen (s. später) ansässig waren, wurde der bedauernswerte kleine stille Ort im Grunder Thal vom 10. bis 12. Februar 1626 in der grausamsten Weise gezüchtigt, die Häuser in Brand gesteckt, nachdem sie vorher ausgeraubt waren, und viele der Einwohner, wenn sie nicht vorgezogen hatten zu fliehen, erbarmungslos mißhandelt und niedergemacht. Drei Tage, während der die Horden abends nach Gittelde zurückkehrten, hatte es gewährt, bis ihre barbarische Raub- und Zerstörungslust befriedigt war. Von dem blühenden Städtchen mit seinem lebhaften berg- und hüttenmännischen Treiben war nur die in die Wälder geflüchtete Bevölkerung und ein rauchender Trümmerhaufen übrig geblieben. Alle Spuren von Fleiß und Wohlstand waren in jenen drei fürchterlichen Tagen vernichtet.

Es erschreckte den Herzog Christian nicht wenig, als er erfuhr, daß die Feinde den braunschweigischen Ort gesengt und gezüchtigt hatten; deshalb suchte er in aller Eile Zellerfeld, das wohl am nächsten dem Zorn Tillys ausgesetzt war, zu befestigen, und besetzte die Stadt mit einigen hundert Mann. Wehr und Wall fehlten ihr wie allen anderen Oberharzer Orten. Und wenn der Feind mit einem größeren Aufgebot gegen Zellerfeld anrückte, so mochte auch das auf dem Markte errichtete große Blockhaus, und war es noch so stark befestigt, nichts nützen gegen die Ueberzahl des Feindes. So war die Stadt in einer großen Gefahr. Von Goslar wie von Osterode aus war ihr von den Tillyschen angedroht, daß, wenn sie nicht wöchentlich einige Tausend Taler Kriegssteuer abliefere, gegen sie Gewalt angewendet werden würde. Zellerfeld zahlte nicht; ob es zahlen oder nicht zahlen konnte, bleibe dahingestellt. Die Versuche, durch einige ins feindliche Lager abgesandte Bürger den Erlaß der auferlegten schweren Steuer zu erwirken, waren vergeblich gewesen. Und als gar noch einige Tilly'sche Reiter, die von Osterode, wohl um zu spähen, vor Zellerfeld gekommen waren, verjagt wurden, war das Schicksal des Ortes, wenn nicht schon längst vorher, besiegelt. Es war ja auch eine durch und durch evangelische Stadt. Freilich ebenso galt dies auch von Clausthal, doch deren Herzog Christian von Celle hatte Neutralität geübt, um so seinen grubenhagenschen Landen besser nützen zu können. Dennoch und auch als er ganz auf die Seite der Kaiserlichen trat, mußten jene schwer genug leiden, nur bei dem Angriff auf Zellerfeld blieb diesmal Clausthal verschont, als „befreundete“ Stadt. (Eine fast hundertjährige Feindschaft zwischen den beiden Schwefelstädten soll die Folge gewesen sein). War doch auch die inzwischen nach Clausthal gelegte Besatzung der Grubenhagener von der in Zellerfeld liegenden Braunschweigischen angegriffen und nach Osterode zurückgedrängt. Aber nur bis soweit reichte die Tapferkeit



der letzteren. Sie hielten das so leicht genommene Claussthal besetzt, befestigten auch noch den Paß über den Heiligenstock, dem Feind von Osterode her den Weg zu verlegen, um dann aber bei der ersten drohenden Gefahr einen schmählischen Rückzug über Claussthal, Zellerfeld nach Goslar anzutreten, den sogar noch höhere Bergbeamte mitmachten.

Tilly war die Auffässigkeit der Bergstadt Zellerfeld zu Ohren gekommen und sein Entschluß stand fest, daß sie aufs Härteste gezüchtigt werden sollte. Er selbst, dessen Winterquartier in Bockenem war, kam mit der Strafexpedition herauf nach dem Oberharze und nahm nunmehr sein Standquartier in Claussthal. Es war am 12. März 1626. Nachdem ihm noch ein Parlamentär, den er vor die Stadt Zellerfeld mit der Aufforderung, sich zu ergeben, gesandt hatte, von den Bürgern, die mit den Kriegsbräuchen nicht vertraut waren, erschossen worden, war sein Zorn aufs Höchste gestiegen. Die arme Stadt, von den feigen Truppen, die dort so lange im Quartier gelegen, längst verlassen, war nun ganz auf sich allein angewiesen, auf den Mut und die Tapferkeit ihrer Bergleute.

Auf dem Marktplatz zu Claussthal haltend, gab Tilly den Befehl, daß grüne Tannenzweige am Hut die Claussthaler von den Zellerfeldern unterscheiden sollten, damit sie nicht auch in Gefahr kämen, und bald darnach wälzte sich der Söldnertroß auf die unglückliche Schwesterstadt.

„Das war kein Heldenstück, Oktavio“, könnte man versucht sein über Tillys Maßnahmen und sein ganzes Auftreten hier auszurufen, wenn es anders nicht Absicht war, Furcht und Schrecken vor seiner Macht zu verbreiten. Darum kam er auch selbst mit einer sonst kaum zu erklärenden Heeresmacht und weilte dann noch lange nach dem Ueberfall Zellerfelds in Claussthal, denn er verließ dieses erst am 10. April 1626.

Aber die sich ihm nun entgegenstellten in der armen Stadt, die er zu züchtigen, ja selbst zu plündern befohlen hatte, sie waren Helden, Mann für Mann,

Helden im schwarzen Bergmannskittel, die, nachdem ihnen die feigen Soldaten jeden Schutz entzogen hatten, bereit waren, bis zum Tode ihre alte liebe Vaterstadt zu verteidigen und wenn es irgend in ihrer Macht lag, den Ueberfall abzuschlagen. Und ungerufen, ungewählt stand an ihrer Spitze ein Mann, der ihr unbedingtes Vertrauen genoß, dem sie blindlings folgten in Kampf und Tod und der ihnen in den Vorbereitungen zum Kampf schon hundertfach mehr genützt hatte, als sie von den Führern der geflüchteten Truppen zu erwarten berechtigt gewesen waren. Dieser Mann war der Bergmeister Thomas Mertens, unvergessen bis auf den heutigen Tag in der Geschichte der Bergstadt Zellerfeld, ja des ganzen Harzes.

Es war Sonntag. Ein heißer Kampf wogte bald in den Straßen der Stadt; vor dem Blockhause auf dem Markt, das so kühn verteidigt wurde, häuften sich die Leichen der Feinde, in den Straßen tobte ein wildes Wüten, ein Gemetzel, Mann gegen Mann, und grausam geberdeten sich die über solchen nicht erwarteten Widerstand erbitterten Soldaten da, wo sie in die Häuser eindringen und Frauen und Kindern, soweit diese nicht schon in die nahen Wälder geflüchtet waren, gegenüberstanden. Thomas Mertens todesmutige Schar, unausgesetzt kämpfend, verringerte sich jedoch bald von Minute zu Minute, und vom Feinde hart bedrängt, waren sie oberhalb Zellerfelds bis in die Gegend des jetzigen Schützenhauses zurückgewichen. Hier fiel auch Thomas Mertens, der bis dahin seinen Getreuen noch immer die Bergfahne vorantrug, von vielen Schüssen getroffen, während sich das alte Sturmbanner über ihn gleichsam als Leichentuch deckte.

Der Kampf war entschieden, zu Gunsten Tillys. Wie sollte er auch anders enden? Es war der Streit zwischen dem Zwerge und dem Riesen. Beachtenswert genug, daß der Gewaltige während mehrerer Stunden immer neue Streiter von Clausthal heruntersenden mußte, um die „Handvoll Bergleute“ zu bezwingen.



Es war ja, recht betrachtet, eine Tollkühnheit gewesen, eine kleine, offene Stadt, der nicht einmal militärischer Schutz zu Gebote stand, gegen kriegsgeübte Truppen, und noch dazu in solcher Uebersahl, verteidigen und halten zu wollen, ein Wunder wärs gewesen, wenn Tilly auch nur nach dem ersten abgeschlagenen Angriff sich zurückgezogen hätte. Das mußten jene Braven, die sich ihm entgegenstellten, auch wissen. Aber war Jemand, der ihre Tapferkeit in Schranken hielt, als ihnen das Verderben nahte? War Jemand, der sie so Begeisterten auf die sichere Niederlage mit beredten Worten hinwies? Wer wollte darum heute noch einen Stein auf sie werfen, daß sie mutig ihr Leben einzusetzen entschlossen waren, um ihre geliebte Vaterstadt zu retten? Das hat noch Niemand bis heute getan und wird auch nie geschehen.

Schrecklich sah es nach dem blutigen Streit in der armen Bergstadt aus. Während auf allen Straßen Leichen und Verwundete, um die sich niemand kümmerte, umherlagen, da sich von den Lebenden keiner aus seinem Versteck hervorwagte und auch viele in die Wälder und gar in die Tiefen der Gruben geflüchtet waren, zogen die Horden plündernd und nach Lebensmitteln suchend durch die Häuser, hier und da noch Brände verursachend. Die Beute hatte ja die Banden nicht befriedigen können, denn wer konnte wohl aus dem kleinen so lange schon verarmten Bergstädtchen viel an Geld und Geldeswert herausholen? Doch der Weibertroß, der nach damaligem Kriegsbrauch dem Heere folgte, machte sich in Zellerfeld breit und nahm in den Häusern an Kleidung und Schuhen Alles, dessen er habhaft werden konnte, und drangsalierte die Bergmannsfrauen, wo sie nur angetroffen wurden, in der schlimmsten Art.

Die beispiellose Tapferkeit der Verteidiger von Zellerfeld und ihrer Führer, über die Tilly sich berichten ließ, hatte ihm die größte Achtung abgenötigt, und Thomas Merten mußte auf seinen Befehl ein ritterliches Begräbniß bereitet werden. Die Fahne,

die diesem aus der erstarrten Hand genommen wurde, wird noch heute, die deutlichen Blutflecken Mertens aufweisend, im Oberharzger Museum in Zellerfeld verwahrt.

Nachdem Tilly eine Zeitlang Verteidigungs- insbesondere Schanzenbauten zur Verteidigung Claus- thals hatte betreiben lassen, zu denen sich die Ein- wohner aus allen Orten, selbst von Andreasberg, ein- stellen mußten, und hier wie in Zellerfeld auf „einige Zeit“ noch Einquartierung ließ, gab er wie bereits bemerkt, am 10. April 1626 sein Hauptquartier in Clausthal auf und zog wieder ins flache Land hinunter.

Wildemann und Lautenthal, die beiden letzten der braunschweigischen Harzstädte, durften jedoch nicht leer ausgehen. Solange Tilly noch in Clausthal weilte, waren auch sie den Räubereien seiner Sol- daten ausgesetzt (Lautenthal besonders am 22. März 1626), auch sie kosteten das Elend ihrer Anwesenheit durch, wenn es ihnen auch nicht so schlimm erging wie Grund und Zellerfeld. Altenau und Andreasberg hatte er noch von Clausthal datierte Schutzbriefe ausgestellt, bis er endlich sich auch bewegen ließ, Zellerfeld einen solchen zuteil werden zu lassen, nach- dem es freilich dort nicht mehr viel zu „schützen“ gab.

Doch die Brandschatzungen nahmen noch lange kein Ende. Wer heute Freund war, kehrte sich morgen zum Feind, und so erklärt es sich, daß unsere Harzstädte im Laufe der Jahre beiden Kriegssteuern zahlten. Als der Grubenhagener 1631 zu den Schweden, den Feinden der Kaiserlichen, überging, kontribuирte alsobald der Tilly'sche Graf Pappenheim im Lande, wobei am 24. März Clausthal 2500 Taler zu zahlen auferlegt wurden, andernfalls der Stadt die Plünderung drohte. Sie wurde aber verschont, als eine Abschlagszahlung aus dem Zehntschaz geleistet war. Im folgenden Jahre, am 19. Mai, sah die Stadt Tausende von Hessen unter ihrem Landgrafen durch ihre Straßen ziehen, die den Pappenheimer verfolgten. Sie verhielten sich friedlich. Aber der



eine Tag Rast kostete der Stadt auch schon ein schönes Stück Geld, denn als sie abseits von Claussthal, nach Zellerfeld hin, lagerten, mußte (von beiden Städten) für 6000 Mann Brod und Bier hinausgesandt werden. Der Uebergang des Herzogs Georg zu den Schweden rächte sich bitter, denn auf jene folgten wieder Erpressungen durch den Kaiserlichen Obristen Grafen Merode, der vor Osterode erschienen war, wo die drückendsten Steuern und Lieferungen im weitesten Umkreise erhoben wurden. Claussthal mußte, um der angedrohten Ausplünderung zu entgehen, wiederum 6000 Taler (nicht, wie ein altes Claussthaler Manuscript besagt, 60000) aufbringen. Nur durch Sammlungen und Verwendung der den Gewerken zustehenden Ausbeuten war diese Summe, und zwar in wenigen Stunden, aufgebracht worden. Die dann folgenden Erpressungsversuche des schwedischen Heeres unter Leslie scheinen nicht strikte durchgeführt zu sein, denn was hier verlangt wurde, ging ja überhaupt über die Kräfte der Bergstädte und des ganzen Grubenhagenschen Gebiets weit hinaus. Die Fürsprache des in Buntentbock wie in Osterode damals begütert gewesenen schwedischen Obristen Jobst Rudolf von Berckefeld, der sich mit je einem Bürger aus Altenau und Andreasberg nach Leslies Hauptquartier aufmachte, soll hier viel genützt und die Ausstellung von Schutzbriefen erreicht haben. So gingen die maßlosen Erpressungen und die gewaltsamen Einquartierungen und Verpflegungen von Truppen aus aller Herren Ländern fast ununterbrochen von den zwanziger bis in die vierziger Jahre jenes Jahrhunderts fort. In den Jahren 1635 und 1637 hatte Claussthal wieder an Bargeld 3600 Taler zu zahlen, im Jahr 1641 verlangten die Schweden von den Bergstädten ein tägliches Quantum von 22500 Pfd. Brod und andere Lebensmittel, eine Forderung, der stattzugeben ja ganz unmöglich war. So wurde sie in die einmalige Zahlung von 500 Taler umgewandelt, aber dafür kamen nochmals (1642) Truppen in die Harzquartiere, bis dann schließlich, da der lange

Krieg seinem Ende entgegenging, die fremde Willkürherrschaft im Harze nach und nach aufhörte.

Die Städte und kleineren Orte des Harzes waren nicht alle gleich schwer von den langjährigen Gefahren und Lasten jener traurigen Zeit heimgesucht worden, wenn es auch freilich kaum das kleinste Dörfchen, den entlegensten Weiler oder einzelnes Gehöft gab, wo man nicht des Krieges Schrecken verspürt hätte. Andreasberg und Altenau, überhaupt die Gegend nach jener Seite hin, haben vielleicht am wenigsten darunter gelitten, wengleich sie um Kontributionen, wie gesagt, nicht herumkamen. Die Stadt Goslar war auch zu jener Zeit in „allen Händen“ gewesen, mindestens aber richteten sich die Durchmärsche von Osterode herauf durch Clausthal meist dorthin. Mit Einquartierungen kam auch Goslar wahrlich nicht zu kurz, lagen doch z. B. vom 24. Januar 1632 ab „auf einige Zeit“ 14 000 Mann Fußvolk und Reiter unter dem Herzog von Weimar gleichzeitig dort in Quartier, während im Mai von Clausthal herunter schon wieder 6000 Hessen folgten.

Zu einer wahren Landplage waren in der ersten Hälfte des Krieges jene Banden geworden, die sich unter dem Namen „Harzschützen“ über das ganze Gebiet der heimatlichen Berge, ja darüber hinaus, bis ins flache Land hinein, gebildet hatten. Ehrliche Zwecke vorgebend, nämlich die Einwohner vor den Belästigungen des Abschaums der Heere, vor den Marodeuren und Nachzüglern, zu schützen, trieb sie, die vielfach aus arbeitslosem Gefindel und durch den Krieg heruntergekommenen Leuten bestanden, doch mehr die Sucht nach mühelosem Umherziehen und nach Rache und Vergeltung. Mit Weg und Steg meist gut bekannt, lauerten sie im Hinterhalt kleineren Truppenabteilungen in den Wäldern auf, um sie zu vernichten. Wenn sie auch das Leben der Landsleute schonten, so lebten sie aber auf deren Kosten, und wehe, wenn solch einer Bande Lebensmittel oder was sie sonst begehrten, verweigert wurden. Die kleineren

und ablegeneren Plätze hatten am schlimmsten unter ihnen zu leiden. Immer dreister werdend, raubten sie, wo es nur anging, und wenn sie erst durch zusammengestohlene Pferde beritten oder durch Vereinigung verschiedener Trupps an Kopfszahl und Stärke gewachsen waren, wagten sie es, ganze Orte zu belästigen und sie anzugreifen. Vieh, besonders Schweine und Hammel, wurde geraubt und fortgeführt und wenn sie den eigenen Bedarf gedeckt hatten, anderswo losgeschlagen. So hatten sie einst dem Hirten bei Lauterberg über 200 Schweine entführt. Gefährliche Kerle waren meist ihre Anführer, unter ihnen war Hans Warnecke aus Eisdorf, gewöhnlich Hans von Eisdorf genannt, der schlimmsten einer. Er rückte einstmals (im Jahre 1627) mit seiner Bande in Zellerfeld ein, frühstückte prahlerisch auf dem Markte mit seinen Mannen und verließ die Stadt wieder, ohne sich diesmal hier etwas zu schulden kommen zu lassen. Für seine vielen sonst verübten Schandtaten aber ertheilte ihn in Osterode endlich sein Geschick, wo er ergriffen und hingerichtet (gevierteilt) wurde. Im Jahre 1627 bereits legte Tilly zum Schutze Zellerfelds gegen die Angriffe der Schnapphähne wieder einige Truppen dorthin, weil jene an 250 Mann stark an drei Stellen zugleich am 23. Juli eingefallen waren, um einen dort anwesenden, ihnen verhassten Offizier Hoffmann, den Führer jenes kleinen Kommandos abzufangen. Da dieser bereits fort war, wurde sein Hab und Gut geraubt, seine Wohnung in des Münzmeisters Heinrich Oklar Hause geplündert und Hoffmanns Frau entführt. Die Beute war eine recht stattliche an Silber, Gold, Kleidern und Pferden. Der Ober-Verwalter mußte angesichts solcher Gefahr sich „mit Borbewußt und Consens Illustrissimi (des Herzogs) samt seiner Hausfrauen und ganzer Haushaltung nach Osterode wenden,“ von wo er dann öfter mit nicht geringer Gefahr heraufkam, um seine Amtsgeschäfte zu versehen. Durch diese „etliche Soldaten“ waren allerdings auch die höheren

Beamten und alle solche Stellen, wo Geld und Geldeswert zu vermuten war, gegen die in solcher Kopfzahl einfallenden Raubgesellen wirksam zu schützen nicht möglich. Auch Andreasberg wurde lange Zeit durch eine größere dieser Banden arg belästigt, desgleichen Altenau. Daß Gittelde am 3. Mai 1627 ganz in Flammen aufging, war nur dem Zorn der Tilly'schen über die Frechheit jener „Frei-Keuther“, wie diese Räuberbanden genannt wurden, zuzuschreiben. Auch die Niederbrennung von Grund wurde mit den Räubereien und den Belästigungen des Tilly'schen Heeres durch jene Banden begründet, da diese Stadt der Hauptsitz dieser Schnapphähne gewesen sei. Ebenso war die Niederbrennung von Dörfern im Amte Harzburg, der Saline, der Drahthütte, des Amthauses und der neuen Kirche in Harlingerode durch Tilly'sche die Strafe dafür, daß die Harzschützen das arme Mandelholz im Elbingerodischen überfallen, ausgeplündert und dem dortigen Amtmann alle Pferde geraubt hatten. Tilly hatte den schwedischen Hauptmann Wildenstein auf der Harzburg im Verdacht, der Urheber jener Räubereien zu sein.

Recht gefährlich und in schlechtem Ruf war die Heerstraße über Claustral-Zellerfeld nach Goslar hinunter zu der Zeit wieder, als Tilly Magdeburg eingenommen und verwüstet hatte (9. Mai 1631). Tausende zogen da über den Harz zurück, regellos zumeist, einzeln oder in größeren und kleineren Trupps. Da lagen an allen Straßen und Wegen die Harzschützen im Busch, und wehe, wo sie den arglos daherziehenden Kriegsleuten an Kopfzahl gewachsen waren, sie wurden erbarmungslos niedergeknallt und ihrer Habe oder Beute beraubt. An eine Verfolgung der Wegelagerer war in den meisten Fällen nicht zu denken, da ihnen Wald und Wege viel zu gut bekannt waren. Noch einmal wurden deshalb von Tilly Truppen in die beiden Schwesterstädte gelegt.

Nach und nach, besonders als sie an den Dänen nicht mehr den vermeintlichen Halt fanden, teils auch



die Städte gegen sie vereint und mit schärferen Maßregeln vorgegangen waren, nahmen sie den angebotenen Bardon, dem schließlich auch Tilly zustimmte, an, unter Eid nicht mehr „ihr Wesen zu treiben und von nun ab friedlich dahin zu leben“. Ihre Landsleute, die sie zu schützen vorgegeben hatten, atmeten erleichtert auf, wenn auch noch genug des Glends blieb. Erst die Hälfte des langen Krieges war dahingegangen, doch wie hatte er auch unter der Oberharzger Bevölkerung demoralisierend gewirkt! Zum Teil waren die schlimmsten Leidenschaften entfesselt, Entfittung, Verrohung und Auffässigkeit gegen Gesetz und Ordnung machten sich unter dem Volke breit, Schwächen des Charakters, über die der gute gesunde Kern in ihm glücklicherweise später wieder die Oberhand gewann. Zu dem ewigen Mangel an ausreichender und preiswerter Nahrung trat noch die Entwertung, die Fälschung des Geldes, die namentlich zur Zeit der „ungetreuen Landdrosten“ von Braunschweig her in verabscheuungswerter Weise und in gewaltigem Umfange ins Werk gesetzt war. Die braunschweigischen Münzstätten, bedeutend vermehrt, davon eine zu Amelunghorn allein an 400 Leute beschäftigte, stellten das unterwertige zu leichte Silbergeld her, das dann durch verschlagene und gewissenlose Leute massenhaft auch in den Harz hineingebracht wurde — die Zeit der Ripper und Wipper, wie diese Betrüger damals genannt wurden.

Der Harz entvölkerte sich mehr und mehr, und wenn der Krieg in seiner zweiten Hälfte ihm auch nicht mehr die Einquartierungslasten und Schatzungen auferlegte, wie in seinen ersten anderthalb Jahrzehnten, so war dies eben auch mit ein Beweis dafür, daß nichts mehr zu holen war. Ausgepreßt wie eine Zitrone, war die Heimat nicht mehr im Stande, genügende und brauchbare Kräfte für den eigenen Bergbau zu stellen, so viel auch der damalige tatkräftige Oberbergmeister Georg Illing (wie in späteren Zeiten ein Stelzner, Ey, Albert u. a. ein wahrer „Vater

des Bergbaus“) bemüht war, ihn über Wasser zu halten. Von auswärts her wurden Leute geworben. Aber an den Friedensschluß (1648) reiheten sich wieder ungünstige Zeiten, die Gruben versagten vielfach und es war Ueberfluß an Leuten, obgleich der Harz nur noch die Hälfte der Bewohner zählte, als vor dem Kriege. Ganze Familien samt ihrem Eigentum waren durch das Kriegselend untergegangen, das letztere meist geraubt, verbrannt und verzettelt, und viele Hunderte durch die Pest dahingerafft oder sie hatten sich vor all der Not und dem Elend für immer aus der alten Heimat fortbegeben. 17 vordem bewohnte Orte existierten gar nicht mehr.

Pastor und Magister Albert Cuppius.

Einiges aus seiner Zeit und seinem Wirken,
seine Flucht und Wiederkehr.

Der gute alte Bergprediger, wie mannigfaltig und schwer sind seine Schicksale gewesen, seit er, bis dahin Pfarrherr und Rektor des Klosters Michaelstein, im Februar des Jahres 1604 die Seelsorge in der „fürstlichen freien Bergstadt Zellerfeldt“ übernahm und hier in den tausend Nöten der damaligen Zeit und besonders die langen Jahre des dreißigjährigen Krieges hindurch unerschrocken und unermüdet seines Amtes waltete. Und da wir dem braven Mann heute noch vielen Dank schulden, daß er, wenigstens 25 ereignisreiche Jahre lang, gewissenhafte Aufzeichnungen machte über die Vorgänge jener Zeiten in unserer engeren Heimat, so soll hier dieser immerhin bemerkenswerten Persönlichkeit etwas ausführlicher gedacht werden. Honemann schon hat die Chronik z. T. in seinen „Altertümern des Harzes“, die 1754 und noch einmal 1827 in Clausthal gedruckt wurden, verwertet, sonst aber war wenig daraus bekannt geworden, außer



einem kurzen Abriß über Cuppius' Flucht (in Günthers „Harz“), so interessant auch Vieles darin ist. Freilich war die Handschrift nicht Jedermann leicht zugänglich; sie gehörte früher der Bibliothek des Königlichen Oberbergamts Clausthal, befindet sich aber jetzt in der Handschriftensammlung der Bibliothek der Kgl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie in Berlin. (Warum das kostbare Manuscript die Clausthaler Bibliothek verlassen und nach Berlin wandern mußte, ist nicht recht verständlich; denn nach dem Harze, wo es entstanden ist und auf den es sich bezieht, gehörte es doch wohl vor Allem hin.)

Dem verstorbenen Oberbibliothekar der Wolfenbüttler Bibliothek, Geh. Rat Prof. Dr. D. v. Heine- mann, der in den ihm unterstellten Bücherhöfen eine zweite Abschrift jener Chronik entdeckte, danken wir es, daß diese durch Veröffentlichung in der Zeitschrift d. Harzvereins für Geschichte u. Altertumskunde (1895) mehr bekannt wurde. Wen könnten wohl die Aufzeichnungen des alten Chronisten mehr interessieren, als gerade den Harz, speziell die Oberharzzer Einwohner, unter deren Vorfahren er gelebt, gewirkt und gelitten, und für deren Nachkommen er sie grade geschrieben hat? Sei es uns darum erlaubt, an der Hand dieser Mitteilungen Einiges aus seiner Zeit hier mitzuteilen.

Sie umfassen, wie gesagt, einen Zeitraum von 25 Jahren, und zwar von 1604 bis 1629; da jedoch Cuppius viele Jahre länger in Zellerfeld wirkte, so ist anzunehmen, daß ihm späterhin in Folge der Drangsale jener aufregenden Zeiten, in denen ihm eine ganze Reihe seiner eigenen Kinder dahinstarben, da ihm Hab und Gut genommen und verstreut wurde, und er seiner geliebten Bücher zum großen Teil verlustig ging und allerlei Widerwärtigkeiten mit seiner Gemeinde ihn darniederbeugten, daß ihm da die geistige Spannkraft versagte und der schwergeprüfte Mann sich nur noch auf seine amtlichen Obliegenheiten beschränkte und für anderes keinen rechten

fröhlichen Sinn mehr hatte. Aber was er aufgezeichnet und uns überliefert hat, schildert uns dennoch manche Vorgänge einer ereignisreichen Epoche in der Geschichte unserer engeren Heimat, und seltsam mutet es uns an, wenn uns ihre Lektüre zurückversetzt in jene nun bald dreihundert Jahre hinter uns liegende Zeit, in die Straßen und Häuser der alten Harzstädte, besonders Clausthals und Zellerfelds, so daß wir im Geiste teilhaben an Allem, was unsere alten Vorfahren bewegt und beschäftigt, wenn wir sehen, wie so oft kriegerisches Treiben die stille Ruhe jener friedlichen Gemeinwesen unterbricht oder die bunte Soldateska oftmals auch in Fried und Freud mit den Einwohnern verkehrt und, heute diese, morgen jene, der Bürger Küche und Keller in Anspruch nehmen, wo doch so oft Schmalhans Küchenmeister ist.

Was an dieser Stelle des öfteren schon empfohlen worden und nicht genug angeraten werden kann, hat auch der gute Pastor Cuppius in den einleitenden Worten zu seiner Chronik erwähnt: Buchführen über das, was uns im Leben begegnet. „Es thun für sich selbst alle diejenigen ein gut Werk und verdienen sich sehr wohl um die Nachkommen, welche denkwürdige Geschichten mit Fleiß beschreiben. Wir befinden bey uns, daß wir bisweilen gern wissen möchten, was für Jahren nicht allein an anderen Orten, sondern auch an unserm Ohrt, da wir lebten undt uns auffhalten, sich begeben und zugetragen habe, undt ist jungen Leuthen lieb, wenn sie von den Alten nur mündlich berichtet werden . . . denn das Gedächtniß ist oftmals schwach, daß man erzehlete Historien nicht allzeit nach der Länge undt mit allen Umständen behalten kann. So seindt wir auch sterblich, und stirbet also viel gute Wißenschaft mit dahin, aber was aufgeschriben ist, daß bleibet.“ Er erwähnt sodann, daß „der Pfarrer zu Wildemann, Er Herdmanus Hake*) sehliger Gedächtniß, eine Historische Relation von den

*) Herdmanus Hake, seit 1572 Prediger in Wildemann.



Bergstädten auß dem Harz und Bergwerkh daselbst schriftlich solle verfaßt haben, undt dem dahmaligen Oberverwalter Christoff Sander dem Eltern auff Begehren übergeben, welcher sie nach Hoffe gen Wolffenbüttel gebracht, daß sie muchte übersehen werden*) . . . Solche Nachrichtungh (ist) alsdan beligen geblieben oder hat nicht wieder herauskönnen gebracht werden . . . Der Stylus wäre nicht also beschaffen, daß man solches Bergk für Leuthe möchte kommen lassen. Dieses erzehle ich, wie ichs gehört habe . . . Setten wir seinen wahrhafften Bericht, umb den Stylum wollten wir uns nicht groß bekümmern. Wo er in seiner Relation es gelassen (aufgehört), da hätten Andre oder nun ich wiederum können anheben und also das nöthige und nütze Werk continuiren (fortsetzen)". Das „nütze Werk" ist aber gleichwohl nicht in Wolffenbüttel verblieben, sondern die Originalhandschrift befindet sich dem Kataloge zufolge in der Königlichen Oberbergamtsbibliothek zu Clausthal.

Nachdem Cuppius vom Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg zum Pfarrer von Zellerfeld erwählt, hielt er seine „Probepredigt zu Hoff in der Schloßkirchen (zu Wolffenbüttel) in praesenti Illustrissimi undt anderer Fürstlicher Personen, Rächten undt Officiren", die wohlgefiel, so daß er benachrichtigt wurde, „daß die sonderlich deputirte undt Berg-Rächte mit mir undt ich mit ihnen herauff nach dem Zellerfeld ziehen undt daselbst zum Pfarr-Ambt bestetiget werden solte". Am nächsten Sonntag Septuagesimae hielt er seine Antrittspredigt und wurde sodann von dem Gandersheimer Generalsuperintendenten M. Michael Rupio in sein Amt eingeführt.

Da Cuppius die Erinnerungen jener fünf- und zwanzig Jahre nicht im Verlaufe dieser Zeit, sondern darnach erst meist wohl frei aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben hat, kann es nicht wunder nehmen, wenn er fast alle Personen, mit denen er bekannt

*) (Censur?)

geworden oder mit denen er dienstlich zu tun hatte, im Beginn seiner Chronik, gleich in den ersten Kapiteln, anführt, sie bespricht und teilweise Kritik an ihnen übt. Er tut seiner Kollegen, ja auch seiner Vorgänger im Kirchen- und Schulamt, der Einkünfte und der Beschwerlichkeiten, die ihnen zustehenden Accidentien (Holz, Kohlen zc.) ungeschmälert zu bekommen, Erwähnung; er schildert die höheren Berg- und Forstbeamten in ihrem Wirken; Rat, Richter und Bürgerschaft, und gedenkt warm derer, die eifriger als andere seinen Predigten und besonders seinen Mittwoch- oder Vesper-Andachten in der Oberkirche (das ist die damalige Gottesackerkirche an der Zellerfelder Goslarischenstraße) lauschen, und lobt ihre Gottesfürchtigkeit, wie er auch herzbewegt über die klagt, die seiner Worte nicht achten. Es muß ein egoistischer Zug durch seinen Charakter gegangen sein, da er, nach seiner Chronik zu urteilen, glaubte, daß auch diejenigen zu ihm in die Kirche kommen müßten, denen er — wenn auch wohl meist mit Recht — in scharfen Worten die Wahrheit über ihr Tun und Treiben sagte. Aber das war seine Art, und daß mit dem harten zum Widerspruch allzeit bereiten Sinn der Harzer von damals nicht so leicht umzugehen und mit ihnen nicht gut Kirscheneffen war, ließ er anfänglich allzuleicht außer Acht. Wie schon früher erwähnt wurde, hatten die Schreckenszeiten die Köpfe verwildert, alle bösen Laster und Leidenschaften traten mehr als vordem hervor, da konnte es nicht leicht sein, die Kirchlichkeit und Gottesfurcht zu pflegen. Wenn der Magen nichts hat, so hat auch die Seele nichts und will nichts, und Not und Hunger brachten die Zeitläufte oft genug mit sich. Der Prediger aber, dem der Kampf ums Leben, und noch dazu, wie bei Cuppius, bei einer großen Familie, durchaus nicht leicht wurde, hatte am meisten unter den häufigen Ausbrüchen der Unzufriedenheit zu leiden. „Ich habe“, schreibt Cuppius, „die Zeit meines Predig-Amts wahrlich nicht im irdischen Paradies zugebracht, sondern



viel heimliches Meides, Haß, Mißgunst, Verleumdung und dergleichen gehabt undt erlitten, doch hab ich solches alles nicht verschuldet gehabt, sondern die Wahrheit hat die Leuthe verdroßen. Hiervon könnte ich ein großes Buch schreiben . . .” Auch das Denunziantentum war zu jener Zeit bereits im Schwange. Cuppius wurde aus seiner Gemeinde heraus des Oesteren bei dem Herrn „Generalem in Sandersheimb“, beim Berghauptmann, beim Konsistorium in Wolfenbüttel, ja sogar, je nach der Stellung der denunzierenden Persönlichkeit, beim Herzog selbst angeschwärzt. „ . . . ich hetzte,“ schreibt er nach seiner Citation vor die zuständigen Räte in einem Falle, „Ankleger undt Zeugen, die einßtheilß geschlaffen, da ich geprediget, undt doch Nahmen unterschrieben, sehr beschämren können. Aber Anklagh undt Zeugniß fielen in den Brunnen.“ Auch daß er einst einem Communikanten „unter der Communion den Kelch in das Maul gestoßen“ haben sollte, „daß daraus großer Unrath erfolget“, erwies sich als böse Verdächtigung.

Einst war er bei einem kurzen Aufenhalt in Goslar schwer erkrankt, so daß er den „Medicum Dr. Henricum Wolffium gebrauchen“ und dort mehrere Wochen verbleiben mußte. Als ein Weib den Goslarischen Weg heraufkommt, fragt sie ein Zellerfelder: was er (Cuppius) machte? „Ich wehre noch sehr krank. Der Bernheuther? Nun er hat Arzney genommen, sagte das Weib. Ey, so fahr ihm der Teuffel in den Leib, so wirdt er wieder gesund!“ Der Mann hatte später seine Aeußerungen bestritten und das Weib, da es nicht widerrufen wollte, hatte (freilich ohne Cuppius Betreiben) etliche Tage geschlossen sitzen müssen. In seiner Gemeinde waren die Gegner von ihm wieder an der Arbeit gewesen und hatten verbreitet, er sei unlustig zum Amt. Man solle ihm ein Schloß vor die Pfarckhausthür legen, da man ihn nicht wieder haben wolle. Wie er es öfter that, benutzte er sein nächstes Auftreten auf der Kanzel, mit marktigen Worten die mißgünstigen Ausstreunungen

der Unzufriedenen in seiner Gemeinde zu widerlegen. So hatte er auch in seiner Neujahrspredigt 1628 seinen Pfarrkindern gehörig den Kopf zu waschen jedenfalls guten Grund gehabt. U. a. sagte er: „Denn wie man jegliche Nation undt Volk an seiner Sprache kennete, also kennete man auch einen Jeglichen an seiner Rede, ob er ein guther Christ oder aber nicht. Thete endlich schließen, weil das Fluchen bey des Herrn Jesu Leiden, Marter, Wunden, Bluth, Sacramenten bey uns sehr gemein, daß leider an diesem Dhrt sehr wenig wahre Christen sein müssen, denn es sich dergestalt an diesem Dhrt nicht gebeßert hette, sondern noch wie vor etlich Jahren eine alte böße Gewonheit währe, nicht allein über sondern auch unter der Erden als in den Gruben. Es hette einßmals ein Bergkman vor vielen Jahren gesagt, daß das Fluchen in den Gruben so gemein undt schrecklich wehre, daß nicht wunder, Gott ließe die Bergleuth in den Gruben zerquetschen, daß das Bluth zum Stollerten herauß ginge: er kunte un wollte solches Fluchens undt Gotteslesterns halber alhier lenger nicht arbeiten noch bleiben. . . .“ Dieser bößen Anklage gegenüber wollten aber fast alle unschuldig sein und sie beschwerten sich beim Oberverwalter über den „wunderlichen Pastorn“, ja, man wollte sogar seine Predigten nicht mehr hören, sondern „sich theilen undt etliche nach dem Claussthal, etliche nach dem Wildemann zum Predigten sich verfügen“. Ob es wirklich dazu gekommen ist, hat ihr Seelenhirte nicht vermeldet. Sogar die Mitbrüder im geistlichen Amt haben ihm ab und an das Leben sauer gemacht, denn er schreibt im 7. Kapitel des 3. Buches: „Bißwehlen hat man Stenckerey undt Hader angefangen, oder veruhrfachet, da auch mein eigen Collega undt seine Fraw mein undt der Meinen nicht verschonet, auch selbst mir, meiner Frawen undt Kindern nicht wenig Herzleidt gemacht, dadurch ihr Mühtlein zu fühlen, andern uns Mißgünstigen zu willfahren undt durch unsere Verachtungh groß zu werden undt die Leuthe

an sich zu ziehen. . . ." — "Der güthige allmächtige Gott", schreibt Cuppius an einer anderen Stelle, „erhalte undt vermehre den Segen im Bergwerck, beschere trewe undt bergkverständige Rächte oder nur Bergwercksliebhaber, die in Bergsachen Erfahrene hören (wollen), ihnen gläuben undt besoderlich sein, ja Kiegel fürschieben, Lugenern, Verleumbdern, Bergwercksfeinden und Schendern keine statt geben, noch räthliche gewissenhafte Leuthe verdammen. Bergwerck hat viel Untreuhens, undt wirdt oftmahls umb eines oder weniger Bößer willen ein ganz Bergwerck berüchtigt undt Jedermann verdächtigh gehalten, welches doch nicht geschehen sollte. Zwar der Windt treibet manlicher Mutterkintd auff die Bergwercke undt komen zusammen mancherlei Leuthe, wie etwan auff hohen Schulen undt woll mehr. Wer daselbst regieren oder predigen soll, der muß fürwahr Discretion bei sich haben, erfahren sein, gedulten, leiden undt verbeißen können, ja, ob er gleich für den Herrn Rächten undt Landes-Fürsten selbst verklaget würde, dennoch nicht verdrußen werden undt seinen Abscheid nehmen, sondern seinem Gewißen in Gott vertrauen undt sich deß trösteten, wo man Bergwerck lieb hat, welches ohne Leuthe nicht kan getrieben undt fortgesetzt werden. . . ." So erlitt Cuppius innerhalb seiner Gemeinde viel Unart und Gehässigkeit; er ergeht sich an einer andern Stelle in folgender beweglicher Klage: „Wan ich dem Trunk undt Gesellschaften wäre zugethan gewesen und mit göttlicher Hulff nicht guthe Discretion zu gebrauchen wißen oder gedultig sein können, ich wäre fruezeitig zum Narren gemacht worden, stez kempffen, clagen und rechtfertigen, oder auch woll bey Nacht davon lauffen müßen. Aber ich halte es dafür, daß alles Gott uber mich verhenget, daß ich desto fleißiger muchte beten. . . ." Wiederum freute er sich auch der Besserung, die nach und nach in seiner Gemeinde Einfuhr hielt: „Als die Leuthe, sowoll Fremde als Einwohner, mit den Ihrigen meine Treu erkennen lernten, gewonnen sie mich lieb und höreten mich

gerne, gehorchten und folgten auch je lenger je mehr, also daß sie nicht allein meine Früepredigten fleißig besuchten, sondern auch die Vesper-Predigten, so ich bißweilen in der Ober-Kirchen hielte . . . daß ich Männichen vom Trunck undt Orthegehen abhielte. Eß gelunge mir auch, daß die Oberkirche vol Pfar-kinder bißweilen war, ehe ich mit meinen Collegen hinaufkam, will geschweigen, wie sowoll Weibez- als Mannesz-Personen in großer Menge für uns hinauffgingen oder auch noch folgten. Denn eß mangelte am Volck nicht. . ." Diese erfreuliche Zunahme des kirchlichen Sinnes gab ihm auch Anlaß, an den Generalissimus, Herrn D. Petrum Tuckermann zu schreiben, „sonderlich, da die Kirche solte größer undt lenger gebawet werden. . . Ich hatte einen großen Zulauff auch in Sterbens- undt Pestilentz-Zeithen, ließ mich auch keiner Arbeit verdrießen, undt wan es in Sterbensleufften an mich begehret wurde, hielt ich bey den Begrebnissen Predigten undt habe woll in einem Tage nicht allein zwo, sondern woll drey Predigten undt also in einer Woche bei 8, 9, wo nicht mehr Predigten gethan".

Einstmals war Cuppius, wie er meldet, von der roten Ruhr, hitzigem Fieber und Pest gleichzeitig befallen, und die Anteilnahme der ganzen Gemeinde an seiner Heimsuchung war ihm ein köstlicher Balsam. „Ich kunte gar keine Arzney gebrauchen, der Arzte Israelis aber curirte mich selber krafft meines, der Meinigen undt frommer Christen gläubigen Gebetz, den nicht allein in der Kirchen undt in der Schulen, sondern auch in den Heußern, in den Gruben, Pochwercken und Hutten, ja auff der Gasse für mich gepeten undt herzlich zu Gott von sowoll jungen Kindern als alten Leuthen geseuffzet wurde. Ach, welche Freude entstunde, da eß begunte, mit mir beßer zu werden, noch viel mehr, da man mich wieder in der Kirche sahe undt hörte . . . Ein herzlich Mittheiden hatte man mit mir, da auch die Meinigen krank lagen, sonderlich an der Pest, noch viel mehr,

da mir die Kinder, so alle wolgezogen undt wolgerachten, dahinstarben. Es war bei den Begrebnissen eine große Versammlungh"

An dieser Stelle sei auch ein Lob erwähnt, das er im 5. Kapitel des 3. Buches seiner getreuen Ehehälfte ausspricht: ". . . Meine Haußfraw hat mußen Magdt sein, den sie nur für großen Kranckheiten undt ander Beschwerlichkeiten ihrer selbst nicht hat mächtig sein können. Sie hat sorgfeltigh haußgehalten, die Kinder fleißigh erziehen helffen, in Widerwertigkeiten undt Kranckheiten mir große Treu bewiesen, hat meinethalben, da ich amts halber geneidet undt verfolget worden, sehr viel leiden mußen von denen, die Lügen undt Verleumbdungh sich nicht geschemet haben. Man hat ihr offtmahls keine Stätte, will geschweigen den Dhrt, so ihr meinethalben gebühret, gönnen wollen, auch hat sie hämische undt verdrießliche Wortte auffnehmen müßen. Es wardt einßmahls an sie gebracht, daß sie ein Weib schlagen mußte, so mich so woll als sie betrübte. Die Sache wurde zu Wolffenbüttel geschlagt, aber mit dieser Andtwortt von Herrn D. Basilio gescheiden, die Magisterinne hätte recht gethan, daß sie sie geschlagen: wenn sie das Weib nur recht getroffen, daß hette ihr Gott undt ihr frey Gewißen geheißten. . . ."

Sonderbar war es zum Teil bestellt um die Einteilung der Harzorte in die Superintendenturen (Inspektionen). Während Zellerfeld, Grund, Wildemann zur Inspektion Ahlshausen im Amt Sandersheim gehörten, zählte Lautenthal zur Inspektion Seesen. (In späteren Zeiten war dann Claußthal der Sitz einer eigenen Generalsuperintendentur. Der erste Generalsuperintendent des Fürstentums Grubenhagen mit dem Sitz in Claußthal war M. Franz Daniel Bergius aus Herzberg (1647--58), der am 5. November 1658 daselbst starb). In den ersten Jahren von Cuppius' Tätigkeit in Zellerfeld amtierte in Ahlshausen als Superintendent Cyriacus Haberlandt, der an die Obrigkeit das Ansuchen stellte, ihm, so oft er



es wünschte, Pferde und „Gutschen“ zu senden, damit er im Oberharz die Visitationen vornehmen könne. Da hieraus nichts wurde, fuhr er, schon unwillig, mit „eigenem“ Geschirr, und kam auch nach Zellerfeld. In der Predigt, die er dort hielt, beschwerte er sich, „weil die Rahtsherren undt andere auff den Abend zuvor sich bei ihm nicht eingestellet undt sonst sein Begehren ihm abgeschlagen, er were willkommen, wie eine Saw ins Südenhauß, eiferte sehr undt zeigte an, wie auf den Nachmittag er die Lehr des Catechismi wolte für sich nehmen undt ein Examen halten. Wan er dar nun für den Altar tratt und nicht allein Knaben undt Mägdelein, so in die Schulen gingen, für sich forderte, sondern auch die Bergburß ansprach und sagte: „Kompt herab aufs Cohr, ihr Bergknechte, kompt her, kompt her,“ sahen sie einander an, eß kam keiner, sondern verloren sich und gingen zur Kirchen hinauß. Daß nahm er übel auff, aber ich kunte eß nicht endern, den die Burß ist ungehalten, so ist eß auch hir kein Brauch was er begert, gewesen . . . Dergleichen Visitation stellet er nach diesem nicht mehr an, undt er hatte dieses Dhrtis bei Jedermann weder Lieb noch Gunst, also daß er sich vernehmen ließ, daß er den Leuthen zu geringh war undt die Hochmüthige wolten keinen vom Dorf respektiren, man solte die Inspektion an einen ansehnlichen Dhrt legen . . .“ Ja, ja, so erging es schon zu damaliger Zeit einem Prediger, wenn er vom Dorfe kam und die Zellerfelder „homeistern“ wollte! Cuppius kannte die Harzer und besonders seine Schäflein der eigenen Gemeinde gar bald besser, und er schrieb gelegentlich folgendes: „Eß sey aber einer so gelehrt, so erfahren, so discret daß er wolle, auff dem Harz kombt er allererst auff die rechte hohe Schule, welches ich öffentlich hißweilen geredet sowohl als privatsweise aus der Erfahrungh, undt hats mancher, ders anfangs nicht glauben können oder wollen, dennoch also innwerden undt erfahren müssen, darumb auch der Herr Mathesius in seiner Fabel

vom alten undt jungen vier Sperlingen gesagt hat: Bergleuthe, Werkleuthe, anschlägige Leuthe. Bistu umb Bergburß gewesen, so hastu was gesehen undt erfahren . . . Bergbuben haben manchen Sperling mit Cobaldt umgebracht . . .“

Aber keine Widerwärtigkeit hatte Cuppius davon abgehalten, treu bei seiner Gemeinde auszuhalten; er handelte nach seinem Wort: man müsse nicht gleich „Abscheidt“ nehmen in Fällen der Not und Trübsal, sondern ausharren. Und das hat, obgleich er das schwerste an Prüfungen hier erlebte, der gute alte Bergprediger denn auch getan!

Zur Zeit seines Amtsantritts war als Berghauptmann G. Engelhard von Böhneysen (1596—1619) im Amte, ein sehr gelehrter Mann, der den Beinamen „Der Hutten Niedersachsens“ führte. Er hielt sich eine eigene Druckerei sowohl in Remlingen bei Wolfenbüttel, von wo aus er anfänglich die Berghauptmannschaft in Zellerfeld leitete, wie auch hier, als er auf Geheiß des Herzogs 1613 in das inzwischen erbaute Amthaus in Zellerfeld übersiedeln mußte. In dieser Druckerei wurden die von ihm verfaßten, heute noch angesehenen Bücher hergestellt. Zur Verlegung des Wohnsitzes nach Zellerfeld bemerkt Cuppius: . . . „damit das Bergwerk desto besser versehen, viel Unglücks, Hader undt Zand, Verleumdungh undt Untreu verhütet, undt die justitia administrirret werden könte . . . Zu seiner Zeidt kamen nach alte löblicher undt hochnutzlicher Gewohnheit die Bergräthte, wo nicht alle Quartal, doch alle halbe Jahr nicht allein zur Bergh-Rechnung, sondern zur deliberation, wie dem Bergwerke wol möchte geholffen undt dafelbe erhalten werden, (zusammen). Da wurden die Bergh-Ambten undt auch woll gemeine Bergleuthe gefragt, gehöret, es wurde Ordnung gemacht oder bestetigt, Bescheide gegeben undt drüber gehalten, die Uebertreter wurden gestraffet, die rädlichen frommen undt gehorsamen geschuzet undt gefodert. Man zog bey den alten junge Leuthe auff, die man zu Bergsachen, in Hutten und

Bergwerken gebrauchen könnte . . .“ Die zu den Beratungen nach Zellerfeld Geladenen „stelleten ihre Anfunfft also an, daß sie des Sonntages die frue Predigten hörten . . . Es fremte sich das ganze Zellerfeldt, wan die Herren zur Bergrechnung kommen wollten. Da segnete auch Gott das Bergwerk, daß es quartalich viel Ueberfluß undt Außbeuthe gab.“ Zu jener Zeit, vor dem Kriege, war in den Bergstädten ein frisches, fröhliches Leben aufgeblüht, der Herzog und oberster Bergherr hatte die Bergwerke schon mehrmals besucht und auch „frembde Gewercken und Contrahenten von Nürenbergh, Prag“ kamen, sowie andere Fremde, die sich hier Bergwerke, Münze und anderes ansahen. Jedoch bald ward es wieder anders und schlechter. Unter dem schwächlichen Herzog begannen, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, die vier ungetreuen Landdrosten ihre verderbliche Mißwirtschaft insbesondere mit der „leichten“ Münze, dem falschen und schlechten Geld, mit dem alles, auch der Harz, überschwemmt wurde. Da „begunte es auff diesem Bergwerk gleichsamb anders undt also fast trawrig zu werden, das Grubenhagische Landt wurde abgetreten (an die Lüneburgische Linie, in Folge Rechtspruchs i. J. 1616) undt also ging damit wegß das Clausthalische Bergwerk und darzu gehöriger Forst.“ Dies Ereignis führte auch die lange Jahre bestandene Uneinigkeit unter der Bevölkerung der Schwesterstädte herbei. Ein Kleinschmied am Clausthaler Wege (Zellbach ?) hatte die Unzufriedenheit noch besonders geschürt und gemeint, die Zellerfelder und Clausthaler müßten, weil das Bergwerk nun wieder geteilt sei, nicht mehr eins sondern widereinander sein.

Gelegentliche „Unstimmigkeiten“ bei den Bergrechnungs-Zusammenkünften sind auch vorgekommen. „Einßmahls auff eine Rechnung im Ambthause wolte der Berghauptmann Söhneyßen an Ditho Brendeken Ober-Verwaltern Hand legen undt mit einem Dolch zu ihm einstecken, ehe er sich das versihet. Daraus



entstunde ein Rechtfertigen. Es hatte aber der Ober-Verwalter sein habendes guth Recht erhalten undt behalten.“ (Brendeken, geb. 1582, war Oberverwalter der Rammelsberger Berg- und Hüttenwerke, als er 1626 zur Zellerfelder Berghauptmannschaft berufen wurde. Er starb 1635. Ein um den Harz sehr verdienter Mann).

Der Herr Berghauptmann war ein fleißiger Kirchgänger, aber er hörte es nicht gern, wenn lateinisch „musiciret“ wurde und das Orgelspiel war ihm sehr verhaßt. Aber „Henrich Hennings, der Organist, hatte diese Art an ihm, daß er eben lang die Orgel schlug undt sonderlich langh präambulirte“. Obgleich er wußte, daß Vöhneysen dies mißfiel, blieb er dabei. Eines Tages verdroß es L. aufs Neue und zum Behtner Joh. Herbordt gewandt, äußerte er: „Was mit dem Orgeln? Poß Herrgott, ich gehel!“ Der eigensinnige Organist aber orgelte weiter und der Berghauptmann verließ die Kirche, ehe die Predigt anfang. Welches Lob aber Henrich Hennings für sein fleißiges Orgelspiel nachher von dem hohen Herrn gespendet wurde, hat uns Cuppius leider nicht vermeldet.

Der Nachfolger Vöhneysens in der Berghauptmannschaft war Heinrich von Mengersen (1619—24), von dem der Chronist sagt: „Er meinete es trewlich guth mit dem Bergwerck, fuhr offt selbst in die Gruben, ließ sich sowohl bei Nacht als bei Tage finden in Hütten undt Poswercken, nahm sich alles Dinges fleißig an, war den Berghbeamten und Berghleuthen günstig undt schemete sich nicht, mit den geringsten zu reden, daher wurde er lieb und wehrt gehalten, nam entlich gar ein Heckel in die Handt undt gingh damit wie ein ander Bergmann. Er beklagte offt, daß er eben in der unglückseligen Zeidt zu solchem Ampte kommen, da das verfluchte Münzwesen im Schwange gingh . . .“ Cuppius hatte seiner Fürsprache beim Rath die Zulage von 1 Floren (Gulden) wöchentlich zu seiner bisherigen Besoldung zu verdanken, der durch die Steigerung der Bier-Acise aufgebracht wurde. Später aber hielt



man nicht Wort, und nach der harten Zeit hielt er jahrelang um den wöchentlichen Floren an, ohne ihn ausbezahlt zu bekommen. Er wollte, daß seine Nachkommen ihn noch einklagen sollten. Mengersens Abschied von hier beklagte Jedermann.

Ihm folgte Burghard vom Steinberg, der als Oberberghauptmann jedoch bereits 1626 starb. „Er war auch sehr gelahrt undt . . . nahm sich der Bergsachen fleißig an, hatte Lust im Amthause zu bawen undt lehrete es sehr umb“. Dieser ließ auch die neue Landmünze durch Calviner, die er aus Cassel kommen ließ, und die theils Schmiede und Maurer waren, herstellen. Sie wurde nicht geprägt, sondern auf einer Schneidelade geschnitten. v. St. war zunächst noch unverheiratet und hatte zu seiner „Haupthalterin seines reißigen Knechts Weib, die aber viel Ungelegenheit anrichtete, ohne sein Bewust. Doch hatte sie nicht geringes Ansehen bey theils Leuthen undt große Gunst bey fürnehmen Weibern“. Als er bald darauf sich verhehelichte, fanden im Amthause große Gastereien mit den Bergbeamten und Bergleuten, sowie ein festlicher Aufzug statt. Cuppius rühmt ihn als ernsthaften, auf ihn günstig gesinnten Mann. „Er stopfete eilichen, so wider uns Priester murreten, daß Maul undt gönnete uns gerne, daß wir zu leben hatten, wolte sich mit unserem Schaden kein Seufftzen aufladen oder sein Gewißen beschweren“. Er ließ es sich gefallen, daß eine neue Orgel gesetzt werden sollte, gab als musikalischer Mann seinen Rat dazu „und ließ auch den Herrn allhie durre hartt Holz über zu sölcher Orgell, welches von seinem Hauß anhero geholet wurde“. Als für ihn dabei ein neuer Platz gebaut wurde, überließ er Cuppius den „Weiberstull, darin izo meine Hausfraw mit den Ihrigen gehet“. Der Tillysche Einfall hatte freilich den Orgelbau zum Stillstand gebracht, ja ihm gar sehr geschadet. Darum wandte sich später der Pfarrer an den Herzog mit der Bitte um etwas Blei, worauf dieser 100 Zentner für den Orgelbau schenkte.



Auch der Zehntner seiner Zeit tut Cuppius Erwähnung. Sie waren jeweils der höchste fürstliche Beamte gegenüber den Gewerkschaften, die den Zehnten an ihn zu einem genau festgesetzten billigen Vorzugspreis abzuliefern hatten. Hierin lag der Gewinn des Fiskus aus den privaten Betrieben. Dieser machte dabei, wenn Silber und Blei gut begehrt waren und die Gruben reich „silberten“, meist ein recht einträgliches Geschäft, denn nach der Bergordnung von 1554 bezahlte er den Gewerken für die Mark Silber (13 Rtlr. 22 Ggr. 8 Pfg. Wert) nur 12 Gulden und für den Zentner Blei 2 Gulden 8 mgl. Die Kontrolle der Erträge aus den fiskalischen Gruben, das Lohnwesen, die Aufsicht über die Tätigkeit der Schichtmeister und über das Münzwesen u. a. gehörten gleichfalls zu den Funktionen des Zehntners. Bei seinem Amtsantritt fand Cuppius Tilemann Kiel als Zehntner vor, der ihm den Ehrentrock darbrachte und sich freute, den Mann kennen zu lernen, „der ihm die Leichpredigt thun würde, weil er ein podagricus undt nicht lange zu leben hatte“. Kurz darnach verstarb er auch. Nach ihm war Heinrich Rothe fünf Jahre als Zehntner im Amt, „war auch mit dem Podagra behaftet, wendete viel auff die Medicos undt Arzneyen, zog einßmals in die Frembde nach dem Warmen Badt und Sauer-Brunnen. Es wolte alles nichts helfen und mußte an sölcher Plage entlich sterben.“ Unter ihm, einem tüchtigen Fachmanne, floriert der Bergbau, während Einige ihm vorwarfen, daß er „die Erzte gar zu häuffig weghawen“ ließe, so daß die folgenden Zeiten nicht bedacht würden und er sich nur vor Anderen einen Namen machen wolle. Zacharias Koch, zunächst Berggegenschreiber, folgte ihm im Amt. Ein sehr tüchtiger Mann, mußte er nach dem Ableben des Clausthaler Zehntners Johann Herborth († 1611) auch dieses Zehntneramt mit verwalten. Er hat „zu Befoderungh des Bergwercks“ den Schwarzenbacher Teich (193 636 Kubikmeter Inhalt) anlegen lassen.

Während der Amtsdauer dieser Zehntner war Balthin Niterten Ober-Bergmeister in Zellerfeld, Thomas Mezner aber in Clausthal. Er kam „samt dem Zehntner und andern alle Sonnabend herüber (nach Zellerfeld) in den Anschnitt undt Fürstlich Bergambt, ein alter ansehnlicher Mann. Er war bei den Herrn Rächten wol gelitten, ein Mann zu Schimpff undt Ernst.“ Der Anschnitt war die allwöchentliche Versammlung der Bergbeamten zur „Bestätigung von Amtshändeln und andern Sachen.“ Auf der Rathsstube wurde dann meist noch ein Trunk, wohl auch ein Imbiß eingenommen. Nachfolger von ihm wurde, wie bereits erwähnt, Brendeken, der aber seinen Titel als Ober-Verwalter beibehielt.

Ungewöhnlich früh am Tage begannen die Anschnitte unter dem oben erwähnten Zehntner Heinrich Rothe, welcher „in seinem Zehntner-Ambt nicht alleine darauffsahe, daß in den Gruben, Hütten und Hochwercken Fleiß geschah, die Silber recht gebrandt undt der Gepühr vermutet wurden, sondern auch daß ein Jeglicher bey Zeiten seinen Lohn bekommen möchte. Derowegen mußte man frühe, umb 3 oder 4 Uhr, auff die Sonnabendt das Berg-Ambt zu halten anfangen, daß die Ablohnungh umb 10 Uhr oder auffslengst umb 11 Uhr verrichtet würde, damit ein Jeder seine Nothdurfft kunte kauffen undt manlicher armer Mensch, der sonst auff die Sonnabendt nichts hat, bis er seinen Lohn aufnimbt, wolte aber gerne in die Kirche zum Beichtstul gehen, durch Mangel eines Beichtpfennigs an solchem guthen Werck nicht gehindert werde. . . . Nach dem Anschnitt hielt man Rath, undt mußte umb die Berghsachen ein Jeder, der ein Glied des Berghambts war, wissen, ja frey sein Bedencken sagen, undt was daselbst berathschlaget und beschloßen, das wurde wo nöthig, protocolliret, dabey mußte es auch pleiben.“ Da hieß es allerdings sehr früh aufstehen für diejenigen, die am Anschnitt teilzunehmen hatten!

In langer Reihe zählt der Chronist noch viele Beamte seiner Zeit auf, Unterbergmeister, Geschworene,



Einfahrer, „fürnehme Steyger“, „Hütten-Neuther“, „Eltesten oder der Knabschaft Vorsteher“, „Ehrbahrn Rahtt, Richter undt Schoppen“, sowie auch Forstleute, Geistliche und Schulmänner. Baltin Froberg war ein Organist und Schichtmeister. „Er war ein Mann von Einfällen undt guther Discretion, hielt guthe Wach undt visitirte die Gelage unter den Predigten; er hatte Authoret“. Michael Prätorius, „der woll gestudiret undt hette können ein feiner Prediger werden“, ging die Beförderung zu langsam, er hing den Priesterrock an den Haken und wurde Schichtmeister und darnach Stadtschreiber in Wildemann, nahm zulezt seines Vaters Dienst an beim Steinkohlenbergwerk in Hemmendorf. Ueber Alle berichtet Cuppius wenig ausführlich und z. L. nur Nebensächliches, das uns in seiner Wiedergabe hier zu weit führen würde. Von Interesse ist es jedoch, zu sehen, daß viele der angeführten Familiennamen auch heute noch in der einheimischen Bevölkerung vorhanden sind, so z. B. Koch, Weiß, Merten, Schneider, Möller und Müller, Sommer, Friedrich, Hennig, Meyer, Wimmer, Hack (Hake), Dost (Tost), Rebentisch, Bonitz (Bonitz), Langer, Richter, Rott, Rörich, Hildebrandt, Neuber, Schlüter, Frank (Franke), Creiz (Kreuzig?), Rehbock, Schröter, Belz (Belz), Brendeken, Wiesener, Oppermann, Hoffmann, Sander, Haberland, Tolle, Bartels, Fischer, Hedwig (Heddewig), Mahn, Hertel, Adner (Eidner?), Tappe, Volkmar, Behm (Böhm), Werner, Knude (Knaut?), Hesse, Feustel, Hase, Demuth, Diener, Hoffen (Hoff), Bruns, Schütze, Höfner, Schulze, Delrichs, Wagner, Thiele, Eckert, Büttner, Honig, Friedrichs, Töpfer, Becker, Hildebrandt, Bertram und viele Andere.

Der Landesfürst hatte von den frühesten Zeiten her in Zellerfeld ein eigenes Haus gehabt, in dem er sich bei seiner Anwesenheit aufhielt und in dem für ihn besondere Gemächer vorhanden waren. Es war das sog. Amthaus, das zu Löhneysens Zeit bereits durch einen Neubau ersetzt wurde, als ihn der Herzog veranlaßte, anstatt auf seinem Gute Remlingen in



diesem seinen Wohnsitz zu nehmen. Auch für die folgenden Berghauptleute war hier die Amtswohnung. Es wurden darin ferner die Bergrechnungen und die Anschnitte (s. o.) abgehalten. In der großen Amtsstube wurden ursprünglich auch die 2 Groschen- und 2 Pfennigstücke sowie die Klapperpfennige „geschnitten“, sie diente also als Münze, bis Berghauptmann M. dazu „bei dem Brennerhause eine sonderliche Lofirungh“ einrichten ließ. Nach seinem Abgang jedoch „ist sölich Schmiede-Werck fast stehen bleiben undt verrostet“. Aber späterhin ist es wieder aufgenommen, denn es heißt in der Chronik: „Wie die Fürstliche Münz beim Amthause einmahl verordnet, ist sie dafselbst bis anizo verplieben. Gott helffe in Friede noch viele lange Jahre, ist es möglich, bis ans Ende der Welt, so wirdts auch an Erz und Metall nicht mangeln, deßen wir uns zu dem reichen Erzscheppfer undt unserm Herrn Jesu, der durch seine Allmacht in eines Fischers Munde einen halben Thaler pregete, genzlich versehen undt getrösten wollen. . . .“ Vom Rathhause am Markt rühmt er die Kellerräume, und wer diese einmal gesehen hat, wird sich über das Lob nicht wundern, das Cuppius ausspricht: „Es hat schöne Kellern zur Nahrungh undt Auffnehmen der Stadt undt Gemeine, mit Bedacht undt Fleiß gerichtet.“

Herzog Julius hatte auf dem sog. Herrenhofe, der unten am Zellbach gelegen, Vieh gehalten, weil er aber dabei keinen Vorteil herausfand, überließ er den Hof käuflich an den Rat der Stadt Zellerfeld, der das große Wesen auf die mannichfachste Art verwendete. Auch die zahlreichen Ziegen des Ortes wurden von dort aus auf die Weide getrieben. „Es war Frembden bißweilen lecherlich, wan die Ziegen nur diesen Wegk gingen, dan deß waren sie also gewohnt, daß man durch keine andere Straße sie aus dem Zellerfelde bringen oder treiben kunte!“ — Das haben die Ziegen auch heute noch so an sich! Auch ein flotter Kornhandel wurde von Raths wegen auf

dem großen Hofe, wie er im Volksmunde hieß, betrieben. „Wie vorhin, also wirdt noch izo auff solchem Hofe gebrawet undt ist auch vor etlichen Jahren daselbige Brawen dahingeleget worden, welches sonst geschah in dem Hause, da izo M. Hans Becker der Tischler wohnet, gegen meinem eigenen Hause über.“ (Da der Herrenhof offenbar der große Komplex des heutigen Zellerfelder Brauhauses war, so hat vielleicht der damalige Pastor auf der Stelle am Brauhausberge gewohnt, wo am 31. Oktober 1872 das Haus des Buchbindermeisters Hartwig abbrannte).

Ein anderes Haus, dessen Lage der Chronist freilich nicht erkennbar angibt, war das des bereits erwähnten Zehntners Heinrich Nothe. Es ging auf seinen Sohn über, der „von Buntem (Bündheim), da er Meßings-Factor gewesen, hierher gezogen, solches Haus inwendigh nicht allein etwas geendert, sondern auch ein langh Gebewde an das Armenhaus gesetzt“. Aber er schien sich verbaut zu haben und der Besiz ging auf den Landesfürsten über, worauf der Berghauptmann „in solchem Hause eine Commiß anrichten ließ, daß man darin allerley Viktualien verkauffte“. Auch fing man an, dort zu brauen, jedoch wollte auch das nicht recht gehen und hörte bald wieder auf; die Gebäude verfielen, nachdem sie zu Tillys Einfall durch Feuer bereits stark mitgenommen waren. Die Räte hatten es schon nach des Zehntners Tode gemieden, wie sie denn überhaupt nach Gelegenheit „auch im Ambthause gespeißet, den man versuchte es baldt hie, baldt da, baldt sonst, baldt so, wie undt wo man am genawesten kunte zu kommen, daß nicht zu viel auffginge, den man wolte den Landesfürsten undt löblichen Gewerken nicht gern beschwerlich seyn“. Aha!

Cuppius klagt im ersten Kapitel des 2. Buches darüber, daß man „so gar keine schriftliche Nachrichtung hat von Aufkunfft dieser Bergstadt Zellerfeldt. Ich habe gehöret, daß vor Zeiten allhie solle ein Kloster gewesen seyn, zur Zelle genandt, gleiches

Ordens mit dem Kloster Ringelheimb. Dasselbe soll seyn durch Kriegeswesen zerstöret worden und der Ohrt lange wüste gelegen. Ich halte dafür, es werde bei dem Kloster auch ein Flecken gelegen haben, da sich Bergleuthe aufgehalten, sowoll als zum Wildenman, weil man nicht allein noch heutiges Tages spricht: „Da undt da hat der alte Man gebawet“, sondern auch der Herr Mathesius in seiner andern Berg-Predigt schreibet: daß Zellerfeldt und Wildenman elter sein als Freiberg, da man doch von diesem itzigen Zellerfeldt undt Wildenman weiß, daß sie nicht hundert Jahr gestanden, wie wir die Ausrechnung baldt darthun undt zeigen wollen“. Dann erwähnt er die bekante Ueberlieferung, daß Zellerfelder und Wildemanner Fuhrleute, als sie Blei nach Böhmen fuhren, in einer Wagenspur da, wo Freiberg jetzt steht, „Sonnenglanz“ fanden, dem Goslarschen Erz nicht unähnlich, von dem sie etliche Stufen zur Prüfung in Goslar mit heimbrachten. „Da es nun Silber helt, wenden sich etliche Sachsen herauff an das Behmische Gebirge, daher noch die Sachsenstadt bey Freyberg genandt ist. Also kompt das alte Bergwerck auf zu Freybergh, ungefehrlich vor 400 Jahren, bei Zeiten Othonis des Marggrafen zu Meißen, davon die Marggrafen zu Meißen sind reich worden.“ Der alte Chronist ist der festen Ueberzeugung, „weil man alhie nicht die Braunschweigische undt gemeine Landtsprach führet undt gebrauchet, sondern die Meißnische undt Oberländische, daß eitel Frembde, da auffß neue das Bergwerck wiederumb angangen, sich daher gewendet undt niedergelassen haben. Wer aber der erste Anfänger solches hiesigen itzigen Bergwercks sey gewesen, darnach frage ich noch heutiges Tages“.

Der erste Zellerfelder Prediger war, wie auch Cuppius festgestellt hat Joh. Gnaphäus (1542—74), ihm folgte Joh. Hoffmeister von St. Jacob in Goslar (bis 1584), danach Daniel Colonius (bis 1604) und nach diesem Cuppius selbst. Die Kirche wurde im Jahre 1560 von Herzog Heinrich d. J. fundiert: es



wurde auch an der Kirchthür „bey der Straßen“ zum Gedächtnis vermerkt, und wo sie erbaut wurde, soll etwa, in der Richtung nach dem vorerwähnten Herrenhofe zu, das alte Kloster Zella gelegen haben. Es soll ein „Holzwerk angebawet gewesen sein, darin man sich kümmerlich beholffen in Verrichtung des Gottesdienstes“ (also zur Zeit des ersten Predigers, bis der Bau der Kirche erfolgt war).

Wie es noch heutigen Tages löbliche Uebung ist, schenkten auch damals die vermögender Pfarrglieder, was der Kirche not tat zur Einrichtung. „Weil die von Braunschweig starke Gewercken alhie gewesen, haben sie ihre Milddigkeit zu Beforderungh des Gottesdienstes bewiesen undt zu Gedächtnis Fenster undt Wapen in söliche Kirche gegeben, wie sampt der Fürsten, Graffen, derer vom Adel und anderer Wapen undt Rahmen noch zu ersehen ist.“ Da waren hauptsächlich Namen von Braunschweigischen Patrizierfamilien, die zumeist heute noch existieren, an den Fenstern der Zellerfelder Kirche zu lesen, andere schenkten einen Taufstein und eine Altartafel, die neue Kanzel ließ später der Rath anfertigen, während der ältere Taufstein und die Altartafel der Kirche in Lautenthal geschenkt wurden. Wie Cuppius den Bau einer neuen Orgel mit Eifer förderte, so auch den inneren und äußeren Ausbau der Kirche und ihre Vermalung. Die Oberkirche (auf dem Gottesacker) wurde im Jahre 1567 erbaut, unter der besonderen Förderung des damaligen Ober-Verwalters Christoph Sander d. Ä., „welcher dazu die fallenden Straffen gegeben und was sonst hat procurirn können, auff daß man bey den Begräbnißen kunte unterm Tach die Leichpredigten verrichten.“ Auch ein Spittel ließ der erwähnte Sander auf dem Kirchhof errichten, um armen, alten beschädigten Bergleuten darin Unterkunft zu bieten. Da aber der Herzog verstarb, ohne, wie erhofft war, den Bau durch einige Mittel sicher zu stellen, verfiel dieses Haus wieder. Der Name Spittelgasse hat sich jedoch bis heute in Zellerfeld erhalten.

Cuppius, zweifellos ein tüchtig gebildeter Mann, war auch ein gut Teil in dem Aberglauben seiner Zeit befangen, wie er an verschiedenen Stellen in seiner Chronik ganz harmlos bezeugt. Einstmals hielt er seine Wohnung für verhext, so daß es besonders nachts unsicher darin sein sollte. „Da kam es mit einem Zischen oder anderen Abzeichen, und wan man gleich wachete, so fiel man in einen Schlass, undt dann zerdrückte es einen undt anderen, daß man winselte, klagte, schwißte, daher uns grawete, zu Bette zu gehen. . . daher ich auch bewogen bißweilen jemand zu mir zu pitten, daß ich Gesellschaft hatte.“ Dennoch war eines Nachts, als die Frau Pfarrerin ein Knäblein stillte, diesem morgens „sein Brustknoche zerknöret undt zerbrochen, er war ungestalbt worden und mußte dahinsterven. Noch ein ander Kindt wurde auch hingericht. Noch mehr. Es lagh meine Hausfrau einstmahl im Kindelbette undt kunte gar keine Ruhe haben, da fühlete undt griffe man in dem Bette etwas Lebendiges als Kröthen, undt wurde sie nicht allein in Bette herumgewandt, sondern wurde auch in meinem Abwesen unter eine Bank gebracht undt gesteckt, da kaum eine Kage oder Hundt hette hinfriechen können, daß ich die Bank mußte wegnehmen, daß ich sie wieder herfürbrigte.“ (!) Wieder einandermal war ein Gespenst um ihr Bette undt des Kindes Wiege herumgegangen, worauf die Magd von ihm „also angehauchet, geherket undt zertrückt, daß sie tohlschwarz wurde undt fast unsinnigh.“ Wenige Jahre zuvor war ihnen „ein Knäblein fast außgezehret,“ jedoch ward es wieder gesund, nachdem zwei Jahre hindurch dafür in der Kirche gebetet worden war. „Ich hatte auch einen Sohn von 26 Jahren, der gingh kummerlich fünff Quartal von einem bösen Trunck, der ihm gegeben, bis er in einen Schwulst gerieth. Er mußte daran sterben. Da er nun todt war, ach Gott, welch ein elendt Spektakel wurde es doch von so mancherlei Farben an seinem Leib, daß ich auch bewogen, die Rathsherrn anbey zu fodern . . .“

Ein Traum, den der gute Bergprediger eines Nachts hatte, bezog sich auf den Berghauptmann von Mengerßen, und wird von ihm wie folgt mitgeteilt: „Ich kam ins Ambthaus und sah M. an einem erhobenen Ohrt im Bett liegen. Der hub an über große Wehe zu klagen und sprang im bloßen Hemde auf dem Bette und lieff die Treppe herunter, und lieffen für ihm hin drey fürnehme Menner, den wolte er folgen, ob sie helfen könnten. Sie machten aber Thüren auff und gingen in Cammern. Da Mengerßen auch in derselben eine undt andere gehen wolte, da waren sie wieder zu. Er lief von einer Thür zur andern undt raspelte dafür, aber er kunte sie nicht auffmachen. Entlich verlor er die Thüren gar . . . Da hörte er eine Stimme undt ich mit ihm: Gehe hin undt höre, was dir dein Prediger sagen wird, dem folge eilendß.“

Das konnte der brave Seelforger nicht für sich behalten; er nahm seinen Priesterrock und begab sich am Morgen früh um 8 Uhr ins Amtthaus. Der Berghauptmann hörte ihn an und sprach dann: „Mein lieber Herr Gebatter, ich weiß Eure getreue Affection gegen mich, undt habt Ihr nicht allein wolgethan, daß Ihr mir solches entdecket undt nicht verhalten wollen, sondern ich sage Euch auch Dank!“, worauf er versicherte, daß er am Andreastage communicieren und sich mit Gott ausöhnen wollte, der alles Wehe und Unglück wenden könne. Er hätte selbst einen „nachdenklichen“ Traum gehabt.

Und noch ein Stückchen krassesten Aberglaubens eines Tages sandte der Herr Ober-Verwalter seinen Diener, um dem Pfarrer zu melden, was sich auf der Münze zugetragen habe. Am Mittag habe der Münzmeister Hennig Schlüter das Silber wägen wollen, aus dem das Geld gemünzt werden sollte. „Als er nun die Zehn in die Wage gelegt, da giebt es ein Gedöhn undt Schall von sich, als hörte man Saitenspiel, eine Posaune undt dergleichen: daß wehret in der Wage ziemlich lang. Der Herr Ober-Verwalter



begehrete mein Bedencken, ich kunte mich aber söbaldt nicht erkleren undt bleibet die eigendliche Bedeutung biß anizo noch verborgen" Das wird sie gewiß auch weiterhin geblieben sein!

Zum Schlusse sei der Leidenszeit des Pastors Cuppius und seiner Angehörigen etwas ausführlicher gedacht, die durch den bereits geschilderten Ueberfall Zellerfelds durch Tilly über sie hereinbrach und in der oft genug ihr Leben auf dem Spiel stand, das sie schließlich durch die Flucht in die tiefverschneiten Wälder und bis nach Andreasberg, bettelnd umherirrend, und sogar die in der Gottesackerkirche aufgebahrte Leiche der Tochter unbegraben lassend, noch zu retten vermocht hatten. Ergreifend sind seine Aufzeichnungen darüber im 4. Buche der Chronik. Die Bürgererschaft seufzte schon lange unter der schweren Last der Einquartierung, von der sie schließlich in der Stunde der höchsten Gefahr dennoch im Stich gelassen wurde. Tag und Nacht war es unruhig in den Bergstädten, Gewaltthaten waren an der Tagesordnung, obgleich die Truppen zu ihrem Schutz dort hingelegt waren, die Soldaten machten Ausfälle und nahmen Leute gefangen, bis dann am Sonntag Vätare das schreckliche Unglück über Zellerfeld hereinbrach. Als Cuppius auf der Kanzel stand und predigte, wurde plötzlich die Rathausglocke zum Zeichen des Beginns der Gefahr geläutet, worauf er seine Predigt mit den Worten schloß: Ach daß es Gott erbarm, daß es mit uns soweit soll kommen sein! Die Kirche leerte sich rasch, die Männer eilten in ihrem Sonntagskittel zu den Waffen, während die Frauen Hab und Gut, soviel es ging, zu verbergen suchten. Als der Pfarrer die Kirche verließ, war auf den Gassen eitel Wehklagen, denn es kam eine böse Post über die andere. Der Paß am Heiligenstock war genommen. Hauptmann Holsteins Soldaten kamen mit dem Fähnrich in wilder Flucht von Clausthal herüber, die Capitäne rissen aus samt ihren Leuten. Cuppius schickte kurz vor dem Einfall seinen erwachsenen Sohn Basilius mit drei

kleineren Geschwistern fort, zu sehen, wie dieser der Gefahr entrinne. Er selbst blieb mit seiner Frau, den Mägden und dem kleinsten Knaben vorläufig noch zurück. „Da ich aber sahe“, schreibt er, „daß es nicht anders seyn wollte undt man instendig bey mir anhielt, ließ ich alles hinter mir von Büchern, Hausrath, viel schöne Betten, viel Speck, Fleisch, Würste, Kesen und Fäßer mit Mehl, Hüner, Fisch, Salz, Hew, Weinengeräth, Kleider, viel gewaschen schön gesponnen Garne undt dergleichen, achtzehn Stücke Viehe, und ging davon.“ Was sie sonst zusammengerafft und in Packer verschnürt hatten, darunter auch die beiden Abendmahlstelsche, trugen seine Frau und die beiden Mägde. Aber sie kamen nicht weit damit, nur bis oberhalb des Schützenhauses, nach des Müllers Heinrich Hedwig Haus, wo die Habseligkeiten liegen blieben. „Dajelbst kunten wir sehen, wie Zellerfeld umringet wurde, mit bloßen Degen die Leute gejagt, geschlagen, gehawet, item erschossen wurden.“ In diesem Hause blieben sie, nachdem auch der älteste Sohn M. Benedictus Andreas noch herbeigekommen, eine Zeitlang, und als der Pfarrer einsah, daß es nicht möglich war zu fliehen, wollte er sich wieder in die Pfarre zurückbegeben. „Solte ich dann gefangen werden, etwas leiden oder gahr entleibt werden, so wolte ich solches lieber an dem Dhrt, dahin ich bescheiden wehre, gewertigt sein als anderswo.“

Sie gingen. Drei Reiter mit angeschlagener Muskete nahmen sie aber alsbald in die Mitte und führten sie nach dem Amthause, wo viel Soldatenvolks versammelt war. „Baldt hörete man eine Stimme, die da rieth, den Pfarrer zu erschießen, eine andere, man solle ihn zum General bringen“. Sie durften jedoch wieder nach der Pfarre zurückkehren, aber die sie gefangen genommen, folgten ihnen nach, sie glaubten wohl Beute zu finden. „Da wolte ein Jeder Gelt, Gelt, Gelt haben, dreueten nicht allein mit Worten, sondern auch mit bloßen Degen, also daß über unsern

Haubten auff einmahl wohl funfftzehn bloße Degen waren. Die Frau gab dem, der mich führete, den Beutel mit viel schönem Gelde, damit lieffen er undt seine Cammerachten davon." Andere plünderten im Hause und der Pastorin wurde das silberne Geschmeide vom Leibe gerissen, selbst die Haken vom Nieder mit dem Degen weggeschnitten. Andere kamen und stahlen was ihnen nur vor Augen kam. Wieder flohen sie, und zwar in das gegenüberliegende Haus, während der Sohn auf dem obersten Boden blieb und die Magd mit dem kleinen Söhnchen unten; diesem hatte die Mutter noch ein Stückchen Semmel in die Hand gegeben, das ein Soldat liegen gelassen. „Da enthielten wir uns etliche Stunden, beteten und kinteten eben, wie in der Pfarre so viel Auf- undt Eingehens war, item wer einß oder anders heraußtrug. . . Es waren nicht alle Soldaten undt Fremde, die unsers Gutthes mächtig worden sein, Gott weiß es. . ." Also es stahl Jeder. Sie hörten das Kind schreien, und konnten nicht helfen, bis sie sahen, daß die Magd mit ihm das Haus verließ. Die andere Magd war gezwungenermaßen mit einem der Reiter davongeritten, sie soll aber später wieder freigekommen sein. Noch einmal wurde der Pfarrer gefunden und mit der Frau nach seinem Hause zurückgebracht und beide mußten dort den Soldaten aufwarten. Zuerst noch mit einiger Rücksicht behandelt, ward es aber immer schlimmer um sie; das Vieh brüllte auf der Straße und verlangte Einlaß und als die arme Frau die Soldaten darum bat, stieß sie einer mit dem Gewehr an den Kopf, daß sie blutete; noch einmal versuchten sie den Thorweg zu öffnen, und als sie das Vieh nun hineintrieben, sahen sie die Offiziere aus den Fenstern der Pfarre heraus schauen. Da entschlossen sie sich wiederum zur Flucht und unerkannt erreichten sie den Wald nach Schulenberg zu, ohne auch nur das Geringste von jenen Habsel'gkeiten bei sich zu haben, die sie oben beim Schützenhause in des Müllers Hause niedergelegt hatten. Wo blieb ihr Sohn, der



auf dem Hausboden sich verborgen hatte? wo waren die übrigen Kinder? wer erbarmte sich ihres Viehes? Unter diesen quälenden Gedanken, vom Hunger gepeinigt und die Pfarrerin noch obendrein in Folge der rohen Behandlung durch die Soldaten von Schmerzen gequält, trafen sie im Walde noch mehr Leute an, die sich aus der Stadt geflüchtet hatten, aber wie bald konnten auch hierher die rohen Plünderer vordringen. Also mußte die Flucht weiter gehen. Nachdem andere ihr Brod mit ihrem Seel-sorger getheilt, gab ihm der eine Bergmann Schuhe, der andere Strümpfe, der dritte ein paar Grubenhosen. Einen Tannenast, den er später seinen Jacobsstab nannte, in der Hand, so trennte er sich von diesen Armen, um, wie er sich vorgenommen hatte, mit seiner Frau nach Andreasberg hin zu wandern, denn nach Goslar zu war, wie er berichtet, „unß der Paß mehr den zu stark verleget.“ Aber wo ging der Weg? er kannte ihn nicht und es war nicht leicht ihn zu finden, da alle Wälder noch tiefverschneit waren. Doch schien ihnen das Glück zur Seite zu sein. An einem Querwege trafen sie, freilich zunächst erschreckt, da sie ja nicht vor Verfolgung sicher waren, einige Leute an, unter denen sich der Sohn des Richters von Altenau befand. Dieser geleitete sie dorthin. „Also kamen wir zur Altenaw. Da ließ er unß durch seine Frau zu essen geben undt sandte nach Bier, daß wir unß durch Speiß undt Trank ein wenig wieder ergetzen . . . die Wirthin versorgete auch meine Hausfrau mit ein Paar Schuen. Gott vergelte daß alles! Zu meiner Labniß, weil ich sehr matt war, nahm ich in einer Kannen, die einer meiner Gefehrten mit sich hatte, ein Trunklein oder etliche Bier mit auff den Weg nach dem Andrefßbergh.“

Aber der brave Amtsbruder in Altenau P. Valentinus, hatte von der Ankunft und Not des Zellerfelder Predigers erfahren, eilte ihm nach und brachte ihm Brod, Wurst und was sie sonst noch brauchen konnten, frug ihn auch, ob er einen Zehrpfennig bei sich habe.

„Ich hatte deß nicht einen Heller. Da öffnete er mit einem Häckel sein Wammeß, darin er drey alte Thaler eingenehet, undt sagte, die solte ich hinnehmen. Ich nam aber allein zween davon, den dritten gab ich ihm wieder . . . Er nahm von mir meinen Wanderstab, gab mir dagegen sein Häckel und beholt er sölichen Stab zum Gedächtniß.“ Nach diesem Liebeswert ließ der Prediger sie ihren Weg fortsetzen, gab ihnen aber noch einen Mann mit, der sie auf einen unbekanntem Pfad bringen mußte, damit sie nicht etwa von den Tillyschen oder irgendwelchem Gefindel doch noch angefallen werden könnten. Die Strapazen begaunnen freilich hier erst recht. „Eß thete unß woll gelingen“, schreibt der Pfarrer, „ob wir auch einen saweren Weg hatten, dan wir sahen im Schnee für unß nur eines Menschen Fußstapffen, den mußten wir folgen. Ach, wie fielen wir durch den Schnee an manlichem Dhrt, daß uns daß Herz im Leibe gleich knackete, undt mußten uns befürchten, daß wir die Beine muchten brechen oder sonst am Leibe Schaden nehmen. Der Wegh wehrete unß sehr lang, ich wurde je länger je mätter, und meine Truncklein Bier auß der Kannen waren außgelippert. Der Durst nahm überhandt. Da ließ Schneewasser daher, man kunte aber weder mit dem Munde trincken, noch mit der Zungen lecken noch mit der Handt schepffen. Da ließ sich einer vernemen, er hette einen Löffel bey sich, den nahmen wir undt schepffeten in die Kanne, theten ein Bißlein Brodts darin: da galt es Trinckens, undt nahmen Borrath mit auß den übrigen Weg . . . Ich ließ mir die Gegendt zeigen. Da ich mein liebeß Zellerfeldt erblickte, gingen mir zwar die Thränen auß dem Herzen und über die Backen miltiglich, dennoch aber wardt ich etwaß erfrewet undt erquicket, daß ichs über Verhoffen so baldt wieder schawen thete. Mein Wundsch, Bitten und Seuffzen ist nicht vergeblich gewesen. Ich fassete ferner meine Seel mit Gedult, wir trösteten unß untereinander und gingen in Gottes Nahmen johrt . . .“



Nach unfäglichen Anstrengungen, aufs äußerste erschöpft und durchfroren, im Uebrigen glücklicherweise unangefochten, erreichten die Flüchtigen gegen den Abend Andreasberg, wo alsbald sich wiederum freundliche Leute ihrer annahmen. Eine brave Bürgerfrau nötigte sie sofort ins Haus und ließ sie sich zunächst durchwärmen, dann essen und schlafen. Cuppins ließ jedoch seinen Taler wechseln und Semmel und Wein dafür kaufen. Der Ortsprediger, P. Joh. Beustershausen, hatte inzwischen von ihnen erfahren und sie zu sich bitten lassen, da aber Cuppius nicht imstande war, zu gehen, blieb er im Hause, wurde jedoch am folgenden Morgen samt seiner Ehefrau von jenem selbst geholt, worauf er sie speiste, tröstete und den Flüchtigen mit Varmitteln half, weil sie ihre eigene Küche (aus Zweckmäßigkeitsgründen) einrichten wollten. Aber der freundliche Prediger und seine Frau waren ihnen noch weiter behülflich mit Hergabe von Holz, Fleisch, Butter, Käse und vielem Anderen, sodaß sich einigermaßen ein Hausstand einrichten ließ. Der älteste Sohn hatte inzwischen von ihrer Ankunft in Andreasberg erfahren und kam in Begleitung der Magd, die das kleinste Kind trug, nach. Sie waren, wie erwähnt, in Zellerfeld geblieben und als man des Sohnes habhaft geworden, ward er alsbald durch einen Stich in den Rücken recht schmerzhaft, aber nicht schwer verletzt, denn er sollte den Aufenthalt seiner Eltern angeben. Als darauf die meisten Truppen nach dem vom Herzog Christian bedrängten Goslar abmarschiert waren, ward ihm die Flucht nach Andreasberg möglich, zumal sie auch noch durch einen ihm zugesteckten Tannenbusch am Hute, dem Schutzzeichen der Clausenthaler, gesichert wurde; trotz aller Gefahr aber suchte er hierbei doch noch eine Spur der anderen drei kleinen Geschwister, eines Knaben und zweier Mädchen, zu finden, was ihm leider nicht gelang. Welche Seelqual für die armen Eltern, diese Ungewißheit über das Schicksal der Kleinen, obgleich sie sich der Ankunft des Ältesten wie des Jüngsten freuen durften!



Umfragen durch Andreasberger, die nach Clausthal zum Schanzenbau befohlen wurden, wie die mit großen Kosten verbundene Aussendung von Boten, ja selbst der Magd, nichts brachte Auskunft über den Verbleib der Kinder, bis sie endlich durch andere Nachrichten auf deren Spur kamen. „Sie waren“, schreibt Cuppius, „nach dem Hahnenklee kommen undt im Walde herumgelauffen, geplündert und außgezogen, doch hatten sich etliche guthe Leute ihrer angenommen, etwas zu eßen geben, biß sie so gejagt, daß sie entlich mit großer Gefahr undt elendiglich deß Mittwochens gen Gosflar kohmen undt durch Bekante befodert, unter dem Tohr hindurchgenohmmen . . . Gott gab Gnade, daß wir gewisse Zeitung krigten, daß die Kinder in Gosflar währen bey den Verwandten. Da schriebe ich an dieselbe undt andere, daß sie mughten in acht genohmmen werden, welches also geschehen. Da kunte wir unß etwas zufriedien geben, in Hoffnungh, wir würden in kurzem zu ihnen kommen, welches doch nicht kunte zu Wege gerichtet werden biß in die Osterwochen, den so lang lag der General Tilly mit seinem Volck zum Clausthall undt Zellerfeldt.“

Da in der Folge mehr Nachrichten von Clausthal und Zellerfeld herüberdrangen, erfuhr man auch, wie es in der Pfarre des letzteren Ortes aussah. Cuppius' Aufenthalt war verraten und er mußte sich samt seiner Familie verborgen halten, sowohl während der Marterwoche als Ostern. Der Rat von Andreasberg gab an, seinen Aufenthalt nicht zu kennen. Cuppius, dem seine Bücher so sehr am Herzen lagen, sollte für diese eine Geldsumme nach Zellerfeld senden, sie gewissermaßen einzulösen, und als sie aufgeladen werden sollten, trat der Clausthaler Prediger Andreas dazwischen und kaufte einige besonders wertvolle, darunter die Tomos Lutheri, zurück. „Ach, welche schöne Bücher sind geraubet undt weggenohmmen!“ ruft Cuppius aus, und wieder klagt er, daß die Fremden nicht allein schuld daran seien. Erstrent war er, daß ihm seine „Harzkappe“ und sein Priester-

rock (durch des Stadtknechts Frau) wiederver schafft wurde, ebenso daß die Magd der Pastorin „Sammith-Mütz“ und ihr Nieder mitbrachte, „daß ihr auff dem Leibe zerhauen worden.“

Als Cuppius erfahren, daß Tilly nach Wildemann hinuntergezogen, sandte er seinen Sohn Basil Conrad, in Grubenkleidung gesteckt, nach Goslar, um den dre Kindern dort Trost und Nachricht von den Eltern zu bringen, und mit dem Schulrektor von Zellerfeld und dessen Frau, die sich auch in Andreasberg eingefunden hatten, wagte auch er mit den Seinen schließlich den Gang nach Goslar. Obwohl einige Male auf dem Wege sehr erschreckt, kamen sie gegen Abend nach Altenau und kehrten bei dem dortigen Prediger ein. „Deß Sonnabents, auff den Mittag, kamen wir gen Goslar, undt begegneten wir im Thor viele Bekannte, von unsern undt auch Stadtleuthen. Die Kinder fundt wir elendt bekleidet undt beschuet . . .“

„In Goslar zeigte man mir ein Zettel, darauf geschriben die Namen derer, so im Einfall erschossen, erstochen, erschlagen, undt also umbs Leben gebracht waren, als Andreas Nebendisch, Unter-Bergmeister auf dem Markt 2 erschossen (diesen hatte als eines der ersten Opfer der Pastor bereits tot daliegend gesehen, als er mit seiner Frau daran vorbei vor das Amtshaus transportiert wurde); Thomas Merten, geschworener Stadthauptmann undt Fehrnick bei Merten Hertels Häußlein im Garten über dem Schützenhause neben meiner Pfarwisen elendiglich geschossen, bey die 14 Schuß empfangen, darauff vollendtß todt geschlagen; dise beiden sind miteinander auff dem Kirchhoffe hinter dem Thor begraben; Bastel Müller, ein Geschworener, erschossen jenseid dem Schützenhauß auff Martini Wisen; Peter Adner auff der Bockwisen erschossen, hatte seiner Tochter Kindt auff den Armen gehabt; Hans Sarre, Heinrich Nebendisch, ein Obersteiger auff St. Johann-Beche, beide über dem Schützenhauß erschossen; Zach. Fraß über der Schreibfeder; desgl. Davidt Wohlrauben, Thom. Friederich undt Hans

Tappen, umb die Gegend im Holzlein begraben, undt am Wege. Bernh. Haußberger, der Markscheider, ein alter Mann, erschossen auff der Pfarrwiesen, uff der Risenacher Wiese begraben. Pancr. Volckmar ist erschossen worden bey seinem kleinen Kindt undt im Carl-Geipel begraben. Thomasz Bütter der Alte bey der Schütze erschossen, sein Sohn Simon in seinem Hauß erschossen; Jacob Behm erschossen beim Hauß-Hertzberge, desgl. daselbst Math. Otto, Georg Benedicts, Hanß Bonitz, Baltin Werner, Georgh Möller, Ohm Hanß Knude bei der Münz erschossen, auff dem Claußthall begraben . . . Der fremde Forstschreiber Kucke, Baltin Hase, vom Schießen übelzugericht, lebte noch eine Zeittlang, Baltin, der Spittelmann . . .” So zählte diese Totenliste im Ganzen 46 Getödete auß, Cuppius fügt aber hinzu: „Dieß sind die Rahmen derer, so man weis: welche etwan sonst im Walde hin undt wieder gepliben, deren Körper etliche gefunden, davon kan ich nichtß melden. Sehr viele Mannes- und Weibspersonen findt beschedit gewesen undt in dem Walde nicht können sicher pleiben, theils von Schrecken baldt gestorben. Eß scheint sonderlich was die Beamten anlanget, alß weren sie mit Fleiß gesuchet undt auß dem Wege geräumet worden. Gott ist alles bewußt.“

Der schwergeprüjten Pfarrerin ließ es keine Ruhe in Goslar. Die vor der Flucht notdürftig beigesezte Leiche der Tochter, ihr ausgeraubtes Haus und ihr Vieh, alles das hielt sie in größter Sorge und Aufregung. Konnte dieses alles Wunder nehmen? Ihren Lebensmut erweckte die Tatsache, daß sie und ihre Lieben der so oft drohenden Lebensgefahr glücklich entgangen waren. Mit Anderen machte sie sich auß den Weg nach Zellerfeld. Ergreifend schildert Cuppius, wie sie das nach Wertfachen durchsuchte Grab noch einmal hat schließen lassen: „Sie hat dohmals unsere aufgegrabene Tochter in der Kirchen noch einmahl begraben laßen, da allezeit bey 50 Persohnen gegenwertig gewesen, undt weil der

Cörper ungleich gestanden, hat sie den Sarcf gar laßen herausnehmen, da die Decke etwaß auffgehawen, zu vernehmen, ob sie Goldt am Halse undt Henden hatte, aber nichts gefunden, wieder zumachen laßen, mit einem ganzen Brett. Ehe solches verfertigt, hat sie die Tochter für sich stehen gehabt bey die andert-halb Stunde, sie begriffen undt mit vielen heißen Thränen ihren Leib genezet undt gleichsam begoßen, nach Gelegenheit den Sarcf undt der Tochter Angeficht reinigen undt also sie wieder in ihr Ruhebettlein setzen laßen." Darnach hatte die brave Frau das Pfarrhaus ein wenig in Ordnung zu bringen gesucht, es reinigen lassen und in des Pfarrers Studierstube die noch vorhandenen Bücher und Schriften, darauf mit Füßen herumgetreten war, zusammengesucht und verwahrt. "Sie kunte mir von Verwüstung, Jammer undt Grewel, da sie wiederkam, nicht genugsamb sagen." Um ihre lieben Kühe, "welche alle sehr wohl gewintert waren", hat sie sich vergeblich bemüht, obwohl sie nicht allein in Zellerfeld, sondern auch in der Schwesterstadt lange eifrig darnach suchte; sie waren verschwunden, und auch dieser Verlust war ein recht empfindlicher.

Auf Philippi-Jacobi, den 1. Mai, nachdem Tilly mit seinem Heere den Oberharz bereits verlassen, wagte es eine große Anzahl Geflüchteter, nach Zellerfeld zurückzukehren. Von Goslar herauf zogen der Zehntner Joh. Digel und der Pfarrer Cuppius mit ihren Familien und zahlreiche andere Leute wieder nach Zellerfeld. Mit Thränen und Klagen traten die Zurückgebliebenen ihrem Seelsorger entgegen, aber hocherfreut, ihn munter bei sich zu haben. "Ach, wie hatte der Kummer ihrer etliche so mager undt ungestaltdt gemacht. Es war auff den Gassen ein großer Unflath undt Stank, im Ambthaus und auf der Münze unsauber, eine Verwüstung. Die Soldaten hatten selbst geprehget von Zihn (Zinn), davon ich zum Andreakßbergh einen Gotsthaler (Gottesthaler) sahe." Die Münzeinrichtung war theils verwüstet, theils verzettelt und verkauft und das Volk brachte

es einzeln, freilich gegen Geld, zum Teil wieder; zwei „Münzer-Jungen“, die von Goslar mit heraufgekommen, begannen notdürftig wieder zu prägen. Auch Gruben, Hütten und Hochwerke gingen auf Digels Geheiß wieder um; sie hatten ja die ganze Zeit hindurch stillgelegen, es waren für den Betrieb auch nicht einmal Leute vorhanden gewesen.

Sodann erwähnt die Chronik das große Feuer, von dem die Stadt am 23. März, 4 Tage nach dem Überfall, heimgesucht wurde und welchem 33 Häuser außer den Ställen und Hintergebäuden zum Opfer fielen. Es war durch die Unachtsamkeit der Soldatenweiber entstanden.

Bevor Cuppius zurückkam, hatte man ihn bereits in Andreasberg wie in Goslar wissen lassen, daß ein Katholik in der Zellerfelder Kirche gepredigt resp. Messe gehalten habe, daß auch beide Kirchen von einigen Tausend von Soldaten besucht seien und sehr gefallen hätten. Er war auch während seiner Abwesenheit aufgefordert worden, sich in seiner Pfarre wieder einzufinden; es sollte ohne Gefahr für seine Person sein, denn viele wären lutherisch, die gern kommunizieren wollten. Die Botschaft hört' er wohl, doch ihm fehlte der Glaube, und er blieb fern. Um so mehr aber war er verwundert, als er später beide Kirchen im Innern weder unsauber noch beschädigt vorfand, obgleich sie seiner Ansicht nach Tag wie Nacht offen gestanden haben mußten, und auch Pferde waren, wie ihm gesagt war, nicht darin eingestell gewesen. Aber das Ornament des Altars und die Leuchter waren fort, vieles davon fand sich jedoch wieder an.

Am Sonntag Cantate hielt der Pfarrer seine erste Predigt nach der Rückkehr, die begreiflicherweise der jüngstvergangenen Zeit galt. Tiefes Wehe durchschauerte ihn und die Gemeinde, als er der vielen ihres Lebens Beraubten gedachte und unter Tränen auf die große Zahl der nun leerstehenden „Stühle und Scteten“ in der Kirche hinwies, auf die vielen Grausamkeiten, die an den Gliedern seiner Gemeinde

begangen, wie daß auch „Spürhunde im Walde barmherziger gewesen als Menschen, welche, wenn sie haben angeschlagen undt melden sollen, theils Leuthe nur angerochen undt stillschweigens wieder von ihnen gegangen seyen,“ und als er erwähnte, was sonst die Gemeine „mancherley erleiden mußten undt wie man daß Unsere weckgetragen, weckgefahren, gekaufft undt verkaufft hat, dazu uns verspottet, gehönet, geschmehet und gescholten, als wan keine ergere Leuthe waren.“ Besonders auf diejenigen, deren Gewissen nicht ganz rein war, hatte die Predigt großen Eindruck gemacht und manche zu einem Bekenntnis veranlaßt.

Allmählich wandte sich die Einwohnerschaft wieder der gewohnten Beschäftigung zu, wenn auch die Beunruhigung durch ein- oder durchziehendes Kriegsvolk, durch raubendes Gefindel noch lange nicht aufhörte. Oft wurden die Städte durch gütliches Zureden, durch den Hinweis auf die eigene Dürftigkeit diese unangenehmen Gäste wieder los. Ein Trupp Reiter war eines Tages glücklich von Clausthal über Zellerfeld fortgeredet, als diese plötzlich wiederkehrten. Da der Zehntner Digel nicht anwesend war, überredete der Einfahrer Balzer Strubel den führenden Offizier, mit Essen und Trinken vorlieb zu nehmen. Er nahm an und so trugen die Einwohner Brot, Butter, Bier und was sie sonst hatten, vor dem Amthause am Markt zusammen, wo die Reiterschar sich gütlich tat. Die Frau Zehntnerin ließ die Offiziere ins Rathaus kommen und deckte ihnen hier den Tisch. Als sie sich alle gesättigt hatten, zogen sie mit vielem Dank davon, das Versprechen gebend, dem Herrn General die freundliche Aufnahme rühmen und die Leute in Raison halten zu wollen. Zu dem Prediger kam ein Beutelschneider, der vorgab, er habe bei dem Ueberfall seinem Sohne das Leben geschenkt, und verlangte dafür 200 Taler, zog sein Pferd in des Pfarrers Stall und wartete auf das Geld. Mit einer Mahlzeit und 2 Talern wurde er aber abgefunden. Um allen diesen Belästigungen dann schließlich zu steuern, ließ der

Landesfürst, wie vor dem auch Tilly, nach Zellerfeld und anderen Harzorten Soldaten legen, so daß nach und nach, wenn auch langsam, Straßen und Wege wieder sicherer wurden.

Die arme Bergstadt Zellerfeld erholte sich von dem schweren Schlage erst nach dem Ende des langen Krieges, bis sie, noch in demselben Jahrhundert, durch eine große Feuersbrunst auf ein Drittel ihrer Größe eingeeäschert wurde. Doch davon später.

Ackerbau im Oberharz.

Wie der Mensch in der Not alles versucht um sich ihrer zu erwehren, so hatten die Harzer auch auf den Ackerbau ihr Augenmerk gerichtet, um möglicherweise einen wenn auch nur geringen Vorteil aus dem gebirgigen Boden herauszuschlagen. Ach, der gute Wille ist ja zu allen Zeiten vorhanden gewesen, aber nutzbringende Erfolge hat das Streben nie aufzuweisen gehabt. Wenn der Boden nicht Ja dazu sagt — was will das arme Menschenkind in seinem heißen Bemüh'n dagegen tun? Der ist ja doch zu unfruchtbar und die längste Zeit im Jahre zu kalt und zu naß, als daß auf ihm, wie unser schönes Gras, auch Früchte reifen könnten. Selbst die Kartoffel, die hier und da wohl gezogen wird, kann noch nicht den zehnten Teil des Bedarfs der Harzbevölkerung befriedigen, und wenn die Bauern im Herbst nicht aus dem Lande herauf von ihrem Ueberfluß brächten, wären wir die unglücklichsten Menschen, denn die Kartoffel gehört nun einmal mit dazu wie der Kranz zur Braut. Wie haben wir, wenns hinaus zum Baden oder nach Voigtslust ging, rechter Hand am Wege das Wittesche Hafersfeld angestaunt, und wie manchem Bengel, der zu dumm war, mußten wir erst sagen, was es überhaupt war! Aber in der Schule wurde uns das auch



nicht beigebracht; da wir keine Kornfelder hatten, so war das unnütze Beschwerung unseres Lehrplans.

Wie armselig erschien mir doch später, als ich Anderes gesehen hatte, der Wuchs jenes Hafersfeldes! Hatte es jemals wohl Tischhöhe erreicht? Weil ich es nie vergaß, hatte ich in späteren Jahren stets ein Riesen-Exemplar einer Kornähre in der Zimmerecke hochaufgerichtet und befestigt, die meist aus dem Amte Wolfenbüttel herstammten und von denen die Letzte (im Jahre 1907) die achtunggebietende Länge von 2,55 Metern aufwies.

Sieht man die steilen Hänge an, die zum guten Teil unsre Harzorte einschließen (besonders um St. Andreasberg, Sieber, Grund, Wildemann, Lautenthal, Verbach usw.), so wird man zugeben, daß nicht viel bei ihnen übrig bleibt an einigermaßen ebenem Boden, der allenfalls dem Körnerbau dienen könnte, ganz abgesehen von der zu geringen Rentabilität. Mühselig genug ist es schon, an jenen hohen steilaufragenden Flächen die Wiesen zu mähen, das Heu zu ernten und hereinzuschaffen und später dort zu düngen. Hat nicht Mancher von uns schon die Verbacher Frauen beobachtet, wie sie tagengleich geschmeidig die steilsten Wiesenstücke erklimmen, um dort hoch oben zu arbeiten und schwer bepackt das Heu ins Tal herunterschaffen? Das geht noch nach uralter Gewohnheit, aber weiter nichts. Unser Harzboden läßt sich nicht vergewaltigen und hat von jeher allen Ueberredungskünsten widerstanden, jeden Versuch zu einigem Ackerbau hat er bisher als unrentabel elendiglich zu Schanden werden lassen. Er hat uns dafür sein Inneres in um so reicherm Maße erschlossen und durch Jahrhunderte zu Gute kommen lassen. Tausend Dank sei ihm dafür.

Das Land die Früchte bringt,
Im Harz der Taler klingt!

So bleibe es!

Bereinzelt sind derlei Anfänge zum Getreidebau in der Tat zu den verschiedensten Zeiten gemacht und

reichen teils weit in die Vorzeit zurück. Wenn auch heute nur noch wenig darüber bekannt ist, weiß man doch, daß schon im elften Jahrhundert hier Korn gebaut wurde, daß auch, wie in Günther, „Der Harz“, zu lesen ist, „im Andreasberg und in Clausthal am Galgensberge und Sandhügel Saatfelder standen“. Immer natürlich ohne großen Nutzen! Um Clausthal waren es an den geeigneteren Plätzen gar so viele geworden, daß sich nach dem 30jährigen Kriege die Bergbehörden veranlaßt sahen, dagegen aufzutreten, da sie wähten, dem Bergbau könnten dadurch die nötigen Arbeitskräfte entzogen werden, umsomehr, als die Belegschaften so schon stark dezimiert waren. Da der Ackerbau nicht wohl verboten werden konnte, so wurden drakonische Mittel angewandt, ihn zu erschweren und noch unrentabler zu machen, als er so schon sein mochte. Bei 50 Taler Strafe (ach, sie hatte ja kaum Einer!) durfte darum Niemand Ernte in die Stadt bringen, und wo bei Jemand Ackergerät gefunden wurde, nahm es der Henker (!) fort. Auswärtige Ackerleute, die in den Harz zum Feldbau hinauftamen, wurden verhaftet und verjagt. So wurden auch diese Anläufe zu Schmerzenskindern, denen kein langes Leben beschieden gewesen sein mag. In wirklich geschützten Lagen ist ja an manchem Harzorte hier und da noch stets ein Ackerstück zu finden; das im Tal eingebettete Grund z. B. hat auf seiner kaum 150 Hektar großen Feldmark im Laufe der Zeiten, mehr als an anderen Stellen im Harze geschehen ist, Versuche in dieser Richtung unternommen, wenn sie auch nie zu etwas Gedeihlichem geführt haben. Ja, abgesehen von allen anderen Hindernissen, sind auch nicht einmal größere Flächen hierzu vorhanden, da doch der Wald an manchen Stellen bis an den Ort heranreicht. Buntentbock hat jedoch seit alter Zeit bis heute immerfort sein Möglichstes getan, neben seinem althergebrachten Fuhrwerksbetrieb auch dem Ackerbau etwas zu verdanken, und zwar ist es mit einigem Erfolg geschehen in Bezug auf die

Kartoffelernte, so daß die Buntböcker kaum nötig haben, diese von auswärts einzuführen, sie haben ihren Bedarf wohl schon immer aus dem eigenen Bodenbesitz decken können. Mit der Zeit sind auch widerstandsfähigere Sorten in den Handel gekommen und hier eingeführt; der Erfolg, der jetzt vielfach mit dieser Zucht aufzuweisen ist, spricht dafür, als werde es nach und nach möglich sein, lohnende Ernten zu erzielen, wenn die Erwartungen nicht zu hoch gespannt werden und durch Fehlschläge sich niemand entmutigen läßt.

Als ein wunderbares Spiel der Natur sei hier noch erwähnt, daß gerade das Jahr der großen Feuerung, 1647, auch auf dem Harze eine so reiche Kartoffelernte brachte, daß sie geradezu als ein „Erntesege“ bezeichnet wurde und diese wichtige Frucht einigermaßen über die unerschwinglichen Preise aller anderen Lebensmittel, sogar des Brotes, hinweghalf. Im Jahre darauf, als der „Völkerfrühling“ gekommen und tausend lang verhaltene Wünsche den Regierungen und Einzelbehörden von der hoffnungsfreudig bewegten Bevölkerung der deutschen Staaten vorgetragen wurden, bat auch das neu entstandene Bürgervorsteher-Kollegium in Zellerfeld den dortigen Magistrat um Unterstützung seines Antrages, daß für arme Einwohner Forstgrund zu Kartoffelland in größerem Umfange als bisher angewiesen werde, und äußerte sich dazu wie folgt: „Der Kartoffelbau ist für den Harz eine sehr gute Erwerbsquelle. Voriges Jahr fand hier bei dieser Frucht durchschnittlich ein Erntesege statt, und hat viel dazu beigetragen, daß das Hungerjahr mit seinen Nachwehen leichter überwunden ist. Es ist nun zu erwarten, daß der Kartoffelbau in hiesiger Gegend wieder mehr in Aufnahme kommt. Da es aber dem armen Mann und namentlich der armen Witwe nicht möglich ist, die gewöhnliche Landpacht aufzubringen, und es daher sehr wünschenswert scheint, den Leuten hierbei entgegenzukommen, so tragen wir darauf an, verehrlicher Magistrat wolle hohe Behörde darum

bitten, größeren Forstgrund wie bisher, möglichst nahe gelegen, den hiesigen armen Einwohnern zum Kartoffelbau gegen billigen Forstzins zu überlassen.“ Der Antrag war von Böhm, Leuschner, Tolle und Trenks gestellt und der Magistrat hatte ihn unterstützt. In späterer Zeit soll ihm ja auch in ziemlichem Umfange stattgegeben worden sein, aber eine Ernte wie 1847 ist nie wiedergekehrt.

Leider hat es auch mit dem erst in späteren Jahren in Aufnahme gekommenen wohlschmeckenden und so sehr bekömmlichen Rhabarber, der eine der Hausfrau höchst angenehme Zuspelise in der Zeit, da der Markt noch nichts anderes bringt, bildet und heute in der Frühjahrszeit kaum noch auf einem Tisch fehlt, auf dem Harze nicht glücken wollen. Denn dieses köstliche, auf die verschiedenste Art zubereitungs-fähige und dabei billige Gemüse findet in den Harzbergen nicht genügend Wärme und verlangt auch einen tiefgründigen Boden, da seine gewaltigen Wurzeln stark nach unten streichen. Hat er aber einmal in der Tiefe eine starke, meterhohe Düngerschicht erhalten, so ist er auch auf Jahre hinaus unausgesetzt ergiebig. Mögen nun hier und da diese Vorbedingungen an besonders geschützten und sonnigen Stellen zu erfüllen sein, im allgemeinen aber werden doch stets die Wolfenbütteler mit ihren großen Rhabarber-Plantagen den Harzern beispringen müssen, damit auch sie dieser „Göttergabe“ theilhaftig werden.

Ungetheilte Anerkennung sei allen Bestrebungen ausgesprochen, dem so unfruchtbaren dürren Boden alles nur Erreichbare abzugewinnen; aber von wirklichem Nutzen und Segen sind für uns doch nur die weitgedehnten saftigen Wiesen, denen unser schönes Harzvieh seinen altbewährten guten Ruf verdankt. Butter, Milch und Käse — sie bleiben für alle Zeit lohnende Produkte, und falls ihre Verwertung etwa durch kleinere Genossenschaften rentabler gemacht würde, wäre, wenn auch nicht in solchem Umfange, wie z. B. in Süddeutschland, Dänemark, Holland, der Schweiz,

dem Harze gleichfalls ein reicherer Ertrag sicher. Lust und Liebe freilich gehören alleweil zum Gelingen, dann wird auch in dieser Beziehung dem Harze sein guter Ruf verbleiben. Möchte also die Viehhaltung nie mehr eine rückläufige Bewegung einschlagen, wie dies leider in der neueren Zeit schon der Fall gewesen ist, und das Interesse für sie sich im ganzen Harzgebiete wieder mehr und mehr beleben!

In den sechziger Jahren versuchte noch einmal ein Clauzthaler Bürger, der frühere Zündhölzlerfabrikant Eduard Ey, als Gutsbesitzer im Holsteinischen hochbetagt gestorben, für die rationelle Bewirtschaftung der Oberharzer Feldmarken eine Lanze einzulegen. Von Jugend auf war er der Landwirtschaft und ihrer Einführung in unserer Heimat zugeneigt. In einer Denkschrift vom März 1860, von der eine Kopie im Besitz des Oberharzer Museums sich befindet, wünschte er das damalige Königliche Berg- und Forstamt von der Möglichkeit zu überzeugen, weite Flächen der Umgebung der beiden Bergstädte in kultur- und ertragsfähiges Ackerland umzuwandeln. Wie sich die Behörden zu diesem Plan stellten, ist mir nicht bekannt geworden. So viel ich weiß, ist jedoch bei jedem derartigen Versuch die Unmöglichkeit der Beseitigung der Weidgerechtfame das Haupthindernis der Ausführung gewesen.

So bleibt neben Wäldern und Wiesen der kleine Garten über, an dem der Harzer seine große stille Freude hat, das Gärtchen hinter jedem Hause mit dem reichen Blumenschmuck, seinen Pappelrosen, Nelken, Aurikeln, Levkojen, Georginen und Asters in allen Farben, dem Fingerhut, den zarten Lilien, Tulpen und den Marienblümchen, Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen am schmalen Wege, aber auch seinen Bohnen, Erbsen, Möhren und all den Suppenkräutern und dem Graslauch, das nun einmal beim „Sauerntuhl net fahlen derf.“ Deckt das kleine Fleckchen Erde viele Monate hindurch auch tiefer Schnee, daß oft die niedrigen Zaunreihen kaum mehr zu erblicken sind, ist es doch eine Freude, zu sehen, wie

eifrig die vielerlei kleinen Arbeiten im Garten alsbald aufgenommen werden, wenn die Sonne höher steigt und den langwierigen Kampf mit Schnee und Kälte begonnen hat. Es muß doch Frühling werden! Welcher Eifer in den einzelnen Phasen der Bestellung! Und endlich, endlich, nach geduldigem Harren kommt der Tag, an dem vom eigenen Grund und Boden das erste junge Gemüse in die Küche und auf den Tisch gebracht wird. Wie viel später als im flachen Lande! Und dennoch ist die Freude groß und der Nicht-Harzer versteht sie kaum. Doch wenn er als Sommerfrischler zu uns heraufkommt, erstaunt er, wenn ihm die süßesten duftigsten Garten-Erdbeeren und andere Früchte vorgesetzt werden, die er für das Mal daheim längst „hinter sich“ hatte. Dem Harzer reißt nun einmal in seinem rauheren Klima Alles später, doch ist, was er erntet, auch vom besten Wohlgeschmack. Ohne seinen kleinen bunten Garten aber würde ihm etwas fehlen am Leben!

Fürstliche und andere bemerkenswerte Besuche.

hat der Oberharz von jeher viele zu verzeichnen gehabt, ja, mehr wohl noch in älterer Zeit als heute. Den Hauptanreiz dazu bot in den meisten Fällen sein ausgedehnter Silberbergbau, die geheimnisvollen Tiefen seiner Gruben (in die sich dennoch die wenigsten von ihnen hineinwagten), aber auch der Wunsch, den noch so unbekanntem Harz einmal bereist, von den Höhen seiner Berge herabgeblickt und wenn es irgend Zeit und Umstände erlaubten, den alten Blocksberg, „den besonderen Zierrath und die Cron der silbrreichen Harz-Gebirge“ einmal erstiegen und sich auf seiner lustigen Höhe, hoch über den Wolken, ergötzt zu haben.

Gern nahmen sie die Mühseligkeiten und Strapazen solcher Reisen, die in jenen Zeiten gar nicht einmal gefahrlos waren, auf sich, selbst das zarte Geschlecht schloß sich nicht von ihnen aus. Die mangelhaften, oft tief ausgefahrenen und bei Regen geradezu grundlosen Wege, die zugigen, alten und höchst unbequemen, meist zweirädrigen Cariolen mit dem Halbhimmel darüber, stets in die tiefen Wagen Spuren der Straßen einfallend, machten diese Art des Reisens nicht zur Annehmlichkeit, besonders wenn ihnen dann noch die schwer beladenen Harzer Kohlen-, Holz- oder Erzfuhrwerke begegneten, mit deren Führern leicht Streit entstand, da diese selbst dem Landesherrn nicht auszuweichen vorgaben. Und heute überall die prächtigen, breiten, schön geebneten und niemals zu steilen, muster-gültigen Staatsstraßen, die keine Bedenken mehr aufkommen lassen! Ein Glück, daß die Eisenbahnen unbekannt waren, so wußten es jene wenigstens nicht besser, die unter harter Mühsal dem Harz und seinem Vater Brocken zustrebten. Und welchen Gefahren waren die Fußgänger ausgesetzt, die sich nicht an die Fahrstraßen hielten und bei ihrem Wandern durch die weiten Wälder auf kaum erkennbaren und nicht oder ungenügend bezeichneten Pfaden so oft sich verirren. Es gab ja auch keinen Harzklub damals, der uns heute Alles so leicht macht und dem Reisen im Harz seine Schrecken genommen, ja, es geradezu zu bequem gemacht hat. Aber alles Beschwerliche und Umständliche hielt nicht von der Vereisung des Harzes ab, es reizte nur noch dazu an. Schrieb doch zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein Brockenschilderer (der Magister Gregorius, ein Thüringer), „daß gar viel curiöse Leute den Brocken besteigen und ihn gerne betrachten . . . auch daß einzelne Curiose schon gewagt, auf dem Brocken zu übernachten“. Könntest Du, guter alter Gregorius, heute, nach 200 Jahren, einmal hinauffschauen auf des Brockens Höhe. Dein Erstaunen würde nicht enden bei dem Anblick der vielen „Curiosi“, die jetzt an einem

schönen Sommertage die prächtigen Wege dahin auf frageln, in glänzenden Karossen, in fauchenden Autos hinaufkutschieren oder in der Brockenbahn sich aufs Bequemste bis in die unmittelbare Nähe des jekigen „Wolkenhauses“ führen lassen.

Nicht allein jene Fürstlichkeiten, in deren Landen die Harzberge aufragen, haben sich zu allen Zeiten für sie und unsern Bergbau interessiert, oder haben in den wildreichen Revieren der Jagd obgelegen, auch Herrscher und deren Angehörige vieler anderer deutscher und außerdeutscher Länder haben den Harz und seine Naturschönheiten aufzusuchen gern und oft Anlaß genommen. Auch Gelehrte, insbesondere Naturforscher, kamen schon zu früheren Zeiten, das „sonderbahre Gebirg“ aus eigener Anschauung kennen zu lernen und zu erforschen.

Die braunschweigischen Herzöge der älteren Zeit werden ohne Ausnahme des Oesteren den Harz besucht haben, zumal ihnen durch Jahrhunderte ein großer Teil desselben angehört hat und sie sich so oft als tüchtige, weitaus schauende Bergherren betätigt haben. Obgleich nicht vieles darüber bekannt ist, läßt sich dennoch mit Bestimmtheit annehmen, daß z. B. Herzog Heinrich d. J. (1514 bis 68) oben gewesen ist, wenn vielleicht auch nur in seinem (braunschweigischen) Gebiet. Denn er, obschon ein rauher Kriegermann, der Besieger Thomas Münzers und seines Bauernheeres, hatte allezeit viel über für seinen Harz, in dem er rastlos tätig den Bergbau erweiterte und förderte, Hütten anlegte, Stollen trieb und Teiche baute, auch 1532 die erste Bergfreiheit verlieh, sodaß er „als ein glücklicher Stöllner und Ausbund eines sorgfamen Bergherrn“ im besten Andenken geblieben ist, obgleich er, der „böse Heinz“, bei seinem wilden ungestümen Wesen nicht weniger als 17 Berghauptleute „verbraucht“ hatte. Ein strenger Katholik, hatte er seine Harzer dennoch am Ende zufrieden gelassen, als sie von ihrem Glauben nicht ablassen wollten, und sie bezahlten

lieber ihre Pfarrer selbst, als daß sie sich von ihm besoldete katholische aufdrängen ließen. (Interessant ist, was Pfarrer Cuppius in seiner Zellerfelder Chronik hierüber schreibt: „Undt obwoll dohmals dieser Herr noch Papistisch gewesen, und also begehret, die Bergleuthe solten auch seines Glaubens werden, so hat er auch persöhnlich bey ihnen nichts erhalten (erreichen) können, sondern weil sie lieber ihm sein Bergwerck laßen und davon ziehen wollten, so hat er sie entlich mit gutem Willen bey ihrem Lutherischen Glauben als Meißner (aus Meissen i. S.) bleiben laßen, undt ist ihnen mit sonderlichen Gnaden zugethan gewesen.“)

— Noch weit mehr wahrscheinlich ist auch, daß Herzog Julius (1568 bis 89), des vorigen Nachfolger, zeitweilig selbst im Harze war. Denn unter ihm gelangte ja Alles, was nur mit dem Bergbau irgendwie zusammenhing, zu höchster Blüte. Was er, ganz anders geartet wie sein Vater, mit seinem besonneren Wesen geleistet, ist heute ebenso unvergessen. Der Gittelder Eisengießerei wie seinen anderen vielseitigen Unternehmungen verschaffte er großen Ruf und reichen Absatz ihrer Waren, legte neue Hüttenwerke, Faktoreien, auch die Saline Juliusshall an, trieb gleichfalls Stollen und war selbst die Seele einer vorzüglichen Verwaltung, die glänzende finanzielle Erfolge hatte. König Georg V. von Hannover hat diesen hervorragenden Harzfürsten noch hochgeehrt mit den 1851 einer Harzer Deputation gegenüber geäußerten Worten: Ich will dem Harz ein Herzog Julius sein. — Herzog Heinrich Julius (1589 bis 1613), mehr den Wissenschaften zugeneigt und prunkliebend, zeigte nicht ein solches weit umfassendes Interesse für den Harz und seinen Bergbau, hat aber dennoch auch die Clausthaler, Andreasberger und andere Gruben oft und gern besucht.

Von den Grubenhagenschen Herzögen der älteren Zeit wäre Herzog Ernst II. zu erwähnen, den seine Jagden oft in den Oberharz führten, wo ihn dann gleichzeitig der lebhafteste Bergbau Braunschweigs so interessierte, daß er im Verein mit seinen Brüdern am

21. Juni 1554 die erste und zu einer Wohltat ge-
wordene Bergfreiheit für die Stadt Clausthal erließ.
Ferner Herzog Wolfgang (1567 bis 95), der oft im
Harz war und in Clausthal in der Münze Quartier
nahm, die damals mit Zugbrücke und Wassergraben
versehen (bis 1674) der heutigen, nach dem großen
Brande von 1725 im folgenden Jahre erbauten,
gegenüber lag. Er erließ 1593 die revidierte Berg-
ordnung. — Herzog Christian Ludwig, der Sohn des
aus dem 30jähr. Kriege bekannten Herzogs Georg, be-
suchte die Clausthaler Bergwerke 1650, ein andermal
kam er, wie in Honemann, Altertümer etc., zu lesen
ist, „mit etwa 60 Pferden bei die 70 Personen von
der Weida“ (Wieda) in St. Andreasberg an. Auch
1660 war er in letzterem Orte. — Im Jahre 1666
weilte Herzog Johann Friedrich in Clausthal, wegen
der Wiederaufnahme von Bergwerken zu St. Andreas-
berg durch Holländer. Er war mit seinen Brüdern
1675 zur Errichtung einer gemeinsamen Harzwehr
zusammengetreten und starb 1679 auf einer Reise nach
Italien in Augsburg. Im August des Jahres 1702
war Georg Ludwig, der erste Kurfürst von Hannover
(1692), der als Georg der I. König von England
wurde (1714), in Clausthal und fuhr zunächst über
„den Hohenfahl, wo der Wildpfahl steht“, nach dem
Kammelsberg und der Oker, sodann auf demselben
Wege zurück nach Clausthal, wo er wie dort alles
besichtigte. In diese Zeit fällt vielleicht auch die
Anwesenheit der Kurfürstin Sophie, seiner Gemahlin
(gestorben 1714 in Herrenhausen). Sie ist auch in
einer Grube, wahrscheinlich auf der „Dorothee“, ein-
gefahren. Georg II. war gleichfalls auf dem Harze.
Er kam am 27. Juni 1729 von Osterode herauf und
verweilte im Oberharz bis zum 2. Juli. Neben berg-
männischen Festlichkeiten war ihm zu Ehren auch ein
originelles Huldigungsgebidt im Harzdialekt gedruckt
worden. Am 24. Oktober desselben Jahres war der
Kurfürst von Köln im Oberharz, 1738 Herzog Carl
von Braunschweig, der Schwager Friedrichs des



Großen, 1764 Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der berühmte Sieger und Besiegte, der auch im Jahre 1768 noch einmal wiederkehrte, in Zellerfeld logierte und durch eine große bergmännische Aufwartung gefeiert wurde. Der Erbprinz blieb drei Tage hier und besuchte u. a. die Dorothee. 1765 besuchten König Georg III. und ein Bruder desselben, Herzog von York, den Harz und beide wurden mit klingendem Spiel und fliegender Bergfahne von Berg-, Poch- und Hüttenleuten festlich empfangen. Sie besuchten auch die Gruben, besonders Dorothee und Karoline. Ein anderer Bruder des Königs, der Herzog von Gloucester, war 1769 in Clausthal. Er traf in Begleitung zweier Generale am 13. August ein; da es gerade ein Sonntag war, ward ihm eine glänzende Aufwartung zuteil. Montag früh 5 Uhr erfolgte bereits die Abreise. 1770 waren die Abtissin des Klosters Gandersheim, 1771 die Prinzen Gustav und Friedrich Adolf von Schweden in Clausthal. 1775 trafen die Erbprinzessin Auguste von Braunschweig mit ihrer Tochter, der Prinzessin Dorothea, in Clausthal ein, denen eine große Aufwartung dargebracht wurde. Anderen Tages fuhren sie nach der Dorothee, besichtigten diese und den Caroliner Gaipe!, besuchten den Hirschler Teich und gingen darauf nach dem Amthause zurück. Zu Fuß haben sie sich nachmittags nach Goslar begeben.

Am 11. Juni 1781 kam Herzog Friedrich von York, Bischof von Osnabrück, nach Clausthal. Er kam von Grund, wo er den im Bau begriffenen Tiefen Georg-Stollen (Bauzeit 1777 bis 99) besichtigt und befahren hatte, besuhr während eines 4tägigen Aufenthalts u. a. die Grube Caroline und stieg auf der Dorothee wieder zu Tage. Zu Ehren seiner Anwesenheit war eine Medaille geprägt, die sein Brustbild trug und auf der Rückseite einen Altar mit Flamme aufwies nebst der Umschrift: ob felicem adventum und Vota Hercyniae. Glück auf! Es fanden zwei Aufwartungen sowie eine Illumination Clausthals

statt. Er reiste nach Goslar weiter. 1786 war der Landgraf Emanuel von Hessen im Harz. Im Jahre 1787 traf am 5. Juli der Erbprinz Georg Carl August von Braunschweig ein, wahrscheinlich über den Holsferberg von Altenau kommend. Denn der Hirschler Teichdamm trug zwei Ehrenpforten und Bergleute mit Lichtern standen von dort bis zur Dorothee. Der Prinz zog hiernach durch eine Ehrenpforte in Zellerfeld ein und besichtigte tags darauf den Tiefen Georg-Stollen. Er verweilte 3 Tage.

Im Jahre 1788 waren der Herzog Friedrich August von Braunschweig und 1797 der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz in Clausthal. König Hieronymus von Westfalen, dessen von seinem Bruder Napoleon neu gegründeten Königreich (1807 bis 13) der größte Teil von Hannover und auch der Harz zugeteilt war, besuchte diesen zum ersten Male am 6. September 1809 in großer Begleitung und von 200 Mann Militär gefolgt. Er wurde mit großem (an- und unanbefohlenem) Prunk empfangen und stieg im Amtshause ab, wonach eine prächtige bergmännische Aufwartung großen Eindruck auf ihn machte; ritt am nächsten Tage nach den Gruben Dorothee und Caroline hinaus, fuhr auf der ersteren auch ein und nachdem im Hund, in den ein Sitz mit Sammtkissen gelegt war, nach der Neuen Erzwäsche. Um 6 Uhr gings nach dem Rosenhöfer Gaipel und weiter hinunter nach den Hochwerken und der Hütte. Dann erfolgte die Abreise nach Goslar. Den Berg-, Boch- und Hüttenleuten hatte er 8000 Francs gespendet, so daß auf jeden 23 Groschen entfielen.

Im Jahre 1811, am 5. August, besuchte er den Harz noch einmal, und zwar mit der Königin Katharina, seiner Gemahlin, großem Hofstaat und 870 Mann Bedeckung. Der Aufenthalt währte diesmal 5 Tage und erstreckte sich auf Osterode, Clausthal, Goslar, Dfer, Andreasberg und den Brocken, von wo die Reise nach Cassel zurückging. Früh 7 Uhr langte das Königspaar unter dem Geläut aller Glocken und

Trompetenschall, durch ein weithinreichendes Spalier von Berg- und Hüttenleuten, Bürgern, Schützen, Wald-, Forst- und Grabenpersonal mit seiner Begleitung in Clausthal an, begab sich vor das Amtshaus und stieg dort ab. Wiederum wurden, nachmittags 2 Uhr, diesmal zu Wagen die Gruben Dorothee und Caroline aufgesucht. Das Königspaar fuhr in zwei prächtig ausgeschlagenen und gepolsterten Hunden von der ersteren hinüber nach der Erzwäsche und hierbei ereignete sich ein komischer Zwischenfall. Zum Einsteigen war für die Königin eine kleine Treppe wohl bereit gewesen, aber am Ziel hatte man versäumt, eine solche anzulegen. Während der König leicht aus dem kleinen Wagen herausspringt, sieht sich die korpulente Königin verlegen im Kreise der Bergoffizianten um, die aber die Königin nicht verstehen. Ein Bergmann Scheffel tritt dann auf sie zu, reicht ihr flugs den Arm und hebt sie heraus, wofür er ein Geschenk von 50 Talern erhalten haben soll. Die Fahrt ging darauf nach dem Amtshause zurück, vor dem abends eine glänzende Aufwartung stattfand. Andern Tags fuhr das Königspaar nach dem 10. Talspochwerk und nach der Hütte, wo ihm ein Silberbild und ein goldener Adler überreicht wurde. Am nächstfolgenden Tage ist der König auf den Bockswieser Gruben eingefahren. Abends war in Clausthal eine große Illumination veranstaltet und am andern Morgen erfolgte die Abreise. König Hieronymus hatte diesmal für die Bergleute 16 000 Francs gespendet.

Es war der letzte Besuch; das Königreich Westfalen verschwand nach der Völkerschlacht bei Leipzig so rasch wie es gekommen, und wenn der Harz während der sieben Jahre, die er unter „König Lustigs“ Regiment gestanden, auch nicht so arg gelitten wie andere Teile des neuen Königreichs, ja floriert hatte, soweit es den Bergbau betraf, atmete dennoch Alles auf, als die verhasste Fremdherrschaft ihr Ende erreichte.

Im Jahre 1814, am 17. November, traf Herzog Adolf Friedrich von Cambridge, späterer General-

Militär-Gouverneur in Hannover (1816) und nachmals (1830) Bizetkönig von Hannover, in Clausthal ein, von Lauterberg kommend, wohin ihm zum Empfang 100 Bergleute, 2 Steiger, 2 Untersteiger, 1 Geschworener und Bergmeister Rädler entgegengesandt waren. Hier durch ein bedeutend größeres Aufgebot begrüßt, begab er sich am 18. nach der Grube Caroline, wo er bis auf den 19. Lachterstollen einfuhr (Königsstrecke), in einem für ihn hergerichteten prächtigen Sessel aus blinkendem Stufferz Platz nahm und so, 56 Lachter unter Tage, frühstückte. Die Frau des Berghauptmanns v. Meding machte hierbei die Wirtin. Nach der Ausfahrt über die Dorothee fuhr der Herzog nach der Erzwäsche; an den folgenden Tagen seines Aufenthalts, der von Mittwoch bis Sonntag währte, besuchte er noch die Pochwerke, die Hütte, Zellerfeld und Wildemann. Im Jahre 1816 hielten sich zwei braunschweigische Prinzen, (vielleicht Carl und Wilhelm?) zwei Tage lang hier auf. Am 18. September 1818 verweilte der damalige Herzog von Cumberland, nachmalige König Ernst August von Hannover, in Clausthal.

Auf der Durchreise passierten am 13. August 1821 der spätere König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und ein Großfürst von Rußland, beide mit ihren Gemahlinnen, die Stadt. Nach einem $\frac{1}{2}$ stündigen Aufenthalt im Behnten, während dessen nur die Pferde gewechselt wurden, ging die Reise nach Goslar weiter. Am 24. Juni 1826 war Prinz Friedrich von Dänemark in Clausthal, im folgenden Jahre, am 30. September, nochmals Herzog Adolf Friedrich von Cambridge nebst Gemahlin, drei Tage verweilend. Der Herzog allein wiederum am 23. und 24. Januar 1831 (bereits als Bizetkönig von Hannover), als im ganzen Lande Unruhen als Folge der Mißwirtschaft des bereits gestürzten Grafen Münster ausgebrochen waren, u. a. auch in Göttingen, woher der Herzog kam. In Clausthal wollte er ebenfalls die Klagen der Untertanen hören. Vom 18. bis 21. September 1839 weilte König Ernst August von Hannover (1837 bis

1851) auf dem Oberharz. In Clausthal Wohnung nehmend, besuchte er am 19. die Münze, die Bergschule, den Bauhof, die Prinzenlaube (spätere Ernst August-Höhe hinter dem jetzigen Johanneker Kirchhaus), dann ging's über Wildemann, wo dem König die grotesken Sprünge der in Moos und Hecke gekleideten Bergburschen auf den umliegenden Bergen vielen Spaß bereiteten. Bei der Rückfahrt wurde ihm auf der Grube „Bergwerks- Wohlfahrt“, wo die Treiberei besichtigt wurde, von dem damaligen Oberbergmeister Eh ein Schächthut verehrt. Am 20. fand eine große Aufwartung unter Teilnahme aller Harzer Schützen mit ihren 24 Fahnen statt. Am 21. besuchte der König Andreasberg und Königshütte. Am 22. erfolgte die Rückreise über Osterode, Herzberg, Northeim nach Hannover. Aus Anlaß dieses Besuches wurde in Clausthal ein Feinsilber-Taler und ein „Pfennig“ geprägt. Die schöne, eigens dazu gefertigte Feder, mit der sich der König in das Besuchsbuch der Altenauer Silberhütte eintrug, ist noch heute im Besitz der Nachkommen des 1875 verstorbenen Bergrats, damaligen Hüttenmeisters Knocke.

Am 1. Oktober 1856 traf König Georg V. mit der Königin Marie, dem Kronprinzen Ernst August und den beiden Prinzessinnen Friederike und Marie zu einem achttägigen Harz-Aufenthalt in Clausthal ein. Ueber Verbach, wo der hohe Besuch bereits unter einer Ehrenpforte auf der dortigen Hütte begrüßt war, heraufkommend, begleiteten den Wagen des Königs Berghauptmann v. d. Knefsebeck und Oberforsttrat v. Matbom zu Pferde bis Clausthal. Bei der Ziegelhütte war der Bürgermeister Dehlich zur Begrüßung anwesend. Von da ab bildeten Gewerke und Bergleute Spalier. Hier wollte man auch schon die Pferde ausspannen und den Wagen des Königspaares ziehen, aber der König lehnte dies ab. Beim Schützenhause war eine Ehrenpforte erbaut und Magistrat und Geistlichkeit standen hier. Um 4¹/₂ Uhr kam der Wagenzug vor das Amthaus, wo die Königsfamilie

Wohnung nahm, hier begrüßt durch den General-
superintendenten Fraaß. Als bald erschien sie auf dem
Balkon, als ihr die vieltausendköpfige Menge vom
weiten Marktplatz herauf begeistert zujubelte. Am
Abend fand eine große Aufwartung statt, nachdem am
Nachmittage noch Bergwerks-Wohlfahrt und Silber-
hütte besucht waren. Am folgenden Tage ging die
Fahrt nach dem Burgstädter Zuge, wo der neue
Richtschacht, der für den alten Dorotheer Schacht ab-
gesunken werden sollte, durch die Taufe seitens der
Königin den Namen „Marienschacht“ erhielt. Der
Tag war bereits mit dem Geläute der Glocken früh-
morgens begrüßt. Nachdem vor dem Schachte Auf-
stellung genommen, erfolgten Ansprachen seitens des
Generalsuperintendenten und des Bergrats Koch, die
den Dank der Harzer für die Uebernahme der Patin-
stelle durch die Königin ausdrückten. Darauf fiel die
Hülle, das Schild „Marienschacht“ wurde sichtbar und
der festlich durch Blumen und Guirlanden geschmückte
Gaipe! wurde betreten. Aus dem Innern des Schachtes,
der weit hinein illuminiert war, ertönte als originelle
Ueberraschung für die Königsfamilie die Musik der
Bergkapelle herauf. Nach Beendigung der Feier
wurde die Rückfahrt in die Stadt angetreten, worauf
gegen Abend die Königin vom Balkon aus „rappen“
ließ, d. h. kleine Silber- und Kupfermünzen hinunter-
streute, woran sich besonders die Prinzessinnen freudig
betheiligten. Spät abends fand wieder eine Aufwartung
von 3200 Personen vor dem Amthause statt. Der
dritte Tag begann mit Regen, aber zum Mittag brach
die Sonne hervor. Es folgte eine Fahrt nach dem
Zellerfelder Hauptzuge, nachdem der Königl. Bauhof
besucht war. Beim Zellerfelder Brauhause prangte
eine Ehrenpforte. Weiter gings durch das Gruben-
revier nach der Ernst August-Höhe vor Wildemann,
bei der die Königliche Familie von der Jägerei mit
einem fröhlichen „Weidmannsheil“ begrüßt wurde.

Auf der Fahrt nach Wildemann grüßten gegen-
über vom Galgenberge herab Moosmännchen und

weiter von der Georgenhöhe her die Pochknaben, in Hefte gekleidet, mit ihren lustigen Sprüngen. Die Gespanne waren auf der Chaussee zurückgelassen und führten nachher die Gäste hinauf nach dem Silbernaal und dem Medingschacht. Bei letzterem redete diese der Oberbergmeister Bape mit folgenden Worten an: „So lange wie die Tannen grünen, so lange wie noch Erze stehen, so lange möge blühen das Hannoverische Königshaus!“ worauf der König antwortete: „Das walle Gott!“ Dann fuhr eine Tonne mit dem Ausrichter zu Tage, der dem Könige zurief: „Glück auf, Herr König!“ Und als dieser sagte, ob er einen sauren Tag gehabt habe, antwortete er: „Heit net su sauer, es is verschieden,“ worauf ihm der König einen Louisdor, sowie 16 anderen Bergleuten noch 8 Louisdor schenkte. Von hier ging die Fahrt nach der Silberhütte, wo auf dem Hüttenplatze 2 Kohlen- oder Schlackenpyramiden errichtet, auch die heutige Fontaine angelegt war. Hiernach erfolgte die Rückkehr nach Clausthal in das durch 32 Fahnen der Bürger, Schützen, Gilden der Stadt und der übrigen Orte geschmückte Amtshaus. Am vierten Tage wurde ein Ausflug nach dem Ahrendsberg unternommen, wohin der König übrigens zu verschiedenen Malen gekommen ist. Der Waldmeister Elten und Förster Leveke waren dort stationiert.

Am 5. Oktober wurde die Clausthaler Kirche besichtigt und darauf eine Fahrt nach Grund angetreten. Dort waren vor dem Schützenhause zwei prächtig geschmückte Pyramiden errichtet und die ganze Einwohnerschaft wie die Belegschaften der Gruben hatten hier Aufstellung genommen. Darnach wurde das Mundloch des Tiefen Georg-Stollens besucht. „Glück auf, Herr König, hier in Grund — Geseh'n Dich Gott zu dieser Stund!“ war über der Eingangstür des Rathauses zu lesen. Gegen Abend Rückkehr. Am 6. unternahm der König, ohne die Königin, eine Fahrt nach Andreasberg, bei der Zurückkunft am Abend vor der Dorothee von 600 Bergleuten empfangen. In späterer

Stunde fand eine Illumination der ganzen Stadt Claus-
thal statt. Viele Transparente gaben Zeugnis von dem
Humor der Einwohnerschaft; nur eins sei hier erwähnt:
„Ein treues Herz fürs Vaterland ist besser als viel
Licht verbrannt.“ Bei der Umfahrt durch die Straßen
ließ sich der König fast alles vorlesen und war hoch
erfreut. Am 7. Tage folgte eine größere Fahrt nach
Goslar, Rammelsberg, Okerthal, Ahrendsberger Klippen
und zum Besuche der Altenauer Eisen- und der Silber-
hütte (erstere eingestellt 1871). Hier wurde der
Königliche Besuch durch eine Ansprache des damaligen
Altenauer Pastors G. Schulze begrüßt. Am 8. Oktober
erfolgte unter den begeisterten Zurufen der gesamten
Einwohnerschaft mit herzlichem „Glück auf!“ und „Auf
Wiedersehen!“ die Abreise, die über Oderbrück, Rothe-
hütte, Elbingerode nach Blankenburg ging, wo dem
Herzog von Braunschweig ein Besuch abgestattet wurde.
Der König hatte für die Armen der Bergstädte 500
Taler gespendet.

Sieben Jahre darauf, am 12. Juli 1863, war
der König wieder in Wildemann, wo 1861 durch
Wasserfluten großer Schaden angerichtet war, ob allein
oder mit der Königin, ist mir nicht bekannt geworden.
Auch auf dem Ahrendsberge, ebenso auch in Claus-
thal, war er gelegentlich dieser Reise wieder. Zu
Anfang Oktober 1864 war ebenda der Kronprinz zur
Jagd, ebenso wie im April des folgenden Jahres, wo
er auf dem Torfhaufe zum Auerhahnjagen verweilte.
Der letzte Besuch des Königs Georg im Harz war
der am 9./11. November 1864, als er seinem Ver-
sprechen gemäß zur Einweihung der fast gänzlich um-
gebauten St. Salvatoriskirche in Zellerfeld eintraf,
vom dortigen Zehntgebäude aus seinen Einzug in das
Gotteshaus hielt und abends nach Clausthal zurück-
kehrte. Von dieser Zeit ab wurden die Fürstenbesuche,
besonders im Oberharz, seltener. Das hannoversche
Königshaus kehrte nicht wieder.

Aber es kam ein Tag, an dem ein Kaiser wieder
den alten doch ewig jungen Harz betrat, an dem nach

sechs Jahrhunderten der erste Kaiser aus dem Hohenzollernhause die alte Kaiserpfalz Goslar an ihre berühmte Vergangenheit erinnerte und einen hellen Schimmer des Glanzes längst entschwundener Zeiten über sie breitete: — Kaiser Wilhelm I. besuchte nach dem glorreichen Kriege, der ihm des deutschen Reiches Krone auf sein ehrwürdiges Haupt gesetzt hatte, in pietätvoller Erinnerung an die großen kaiserlichen Vorfahren im Jahre 1875 den alten Reichshof, des rikes pallas, der dort oben vom Kaiserbleek auf die Stadt hernieder schaut. Seinem Fürwort verdanken wir es, daß jener alte, herrliche Kaisersth, welcher, der Vergänglichkeit alles Irdischen verfallen, im Laufe der Zeiten mehr und mehr zur Ruine geworden und schließlich den profansten Zwecken, sogar als Kornmagazin, dienstbar gemacht worden war, zu neuer Pracht erstand. Kurz war der Aufenthalt Kaiser Wilhelms des Siegreichen an der historischen Stätte, von der aus er damals sinnend in ihre große Vergangenheit zurückblickte und freudig bewegt sein Auge über die herrlichen Harzwälder schweifen ließ. Aber was jener Besuch gewirkt, dankt dem Kaiser heute das ganze deutsche Volk, dem das herrliche Denkmal wieder hergestellt und in welchem durch Wislicenus' Künstlerhand in prächtigen Decken- und Wandgemälden all die markigen Epochen aus der Vergangenheit Deutschlands, der alten Kaiserzeit bis auf das Wiedererstehen des Reiches, in langer Reihe so überaus fesselnd veranschaulicht sind. Dem Kaiser war es leider nicht mehr beschieden, den Pallas nach seiner Wiederherstellung zu sehen; doch wird er sich, wie alle Oberharzer zuversichtlich hoffen, einmal des Besuches Kaiser Wilhelms II. erfreuen dürfen, der wie sein Großvater schon oft und gern im Harze gewellt und dort dem edlen Weidwerk obgelegen hat.

Wie innig sein Interesse für unsere grünen Berge und Täler ist, hat sich auch im Herbst 1908 wieder im schönsten Lichte gezeigt, als der Kaiser wie so oft in dem gastlichen Schlosse des Fürsten Christian Ernst

zu Stolberg-Bernigerode weilte diesmal, um der Einführung der Gräfin Magdalena als Nebtiffin des uralten evangelischen Klosters Drübeck bei Ilseburg beizuwohnen. Nach der Feier ins Schloß zurückgekehrt, erging er sich auf der Terrasse des herrlichen Fürstenschlosses und vertiefte sich ganz in den großartigen Anblick der Brockenwelt. Bei dem nachfolgenden Festmahl gab er gelegentlich des Trinkspruchs, den ersten Blick durch die hohen Fenster des Saales auf die weit sich dehnende Herbstpracht der Landschaft gerichtet, seinen Empfindungen in folgenden Worten Ausdruck: „Für mich hat die ganze Gegend und das Harzer Gebirge von jeher eine besondere Anziehungskraft; denn es ruhen in diesem Lande die Wurzeln des ersten deutschen Kaisergeschlechts, und der erste Flug, den der deutsche Kaiseraar unternahm, erhob sich von hier, aus den Horsten des Harzes.“ — — —

Möge uns darum auch nicht die Hoffnung trügen, den Kaiser, unseren obersten Bergherrn, einmal beim Besuche inmitten unseres Bergbaus zu begrüßen!

*

*

*

Schauen wir weiter zurück, in das frühe Mittelalter hinein, in jene Zeit, bevor Goslar emporstieg aus der Unscheinbarkeit zu einem glänzenden Stern, und verweilen auch bei ihr. Dies große Kapitel der Harzer Vergangenheit soll hier nicht unerwähnt bleiben, wenn von der Vorliebe deutscher Könige und Kaiser für den Harz, ihrem häufigen Verweilen daselbst, wenn von Goslar die Rede ist. Schon im 10. Jahrhundert von der Reichspfalz Werla (Urla, Wurla) aus, jener alten, kaum noch auffindbaren Stätte an der Oker unweit

*) Nach einer längeren durch die Hochflut politischer und anderer Tagesereignisse bedingten Unterbrechung dieser Aufsätze, deren letzter die Besuche der hannoverschen Königsfamilie im Oberharz behandelte, möge nunmehr mit ihrer Fortsetzung begonnen werden.

des heutigen Börkum, traten die deutschen Könige und Fürsten, die hier oft und lange ihr Hoflager hielten, wo sie die wichtigsten Regierungsakte vollzogen und manch' glänzendes Fest feierten, in vielfache Beziehungen zum Harz und unternahmen Jagdzüge in seine damals noch an Bären, Auerochsen, Wölfen und Luchsen reichen Wälder. König Heinrich vertrieb aus den Borbergen von der Werla aus wiederholt die wilden Ungarn (933, 938), deren Raubzüge sich weit über Niedersachsen ausdehnten. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts aber geriet der alte Fürstensitz in Vergessenheit, mit ihm ward nebst vielen Gütern der Bischof von Hildesheim beschenkt, und nur einmal noch, im Jahre 1180, zog der Kaiser Friedrich (Rotbart) in seine Mauern ein, den Anhängern Heinrichs des Löwen von hier aus seine Bedingungen zur Unterwerfung diktiert. Die späteren Kaiser neigten schon längst mehr dem Aufenthalt in Goslar zu, wo Heinrich der Finkler bereits einen Jagdsitz erbaut, wo unter Heinrich III. der weitgedehnte Kaiserpallas entstand und der Ort, zuerst eine unscheinbare Ansiedlung, zu einer nach und nach immer mächtiger werdenden Stadt emporstieg, der von nun ab auf lange Zeit (11. bis 13. Jahrh.) die Ehre zuteil wurde, fast ständiger Wohnsitz vieler deutscher Kaiser zu sein. Zudem begann auch (unter Otto I., dem Großen) der Bergbau im Rammelsberg. Mit dem Prunk und der gleichenden Pracht, die das Hoflager der Kaiser mit sich brachte, durch ihre Gunst und Gnade aufs Reichste bedacht, gelangte Goslar zur höchsten Blüte, zu Mächtigkeit und Reichtum. Die häufigen Reichstage, die von den Kaisern hierher berufen wurden und außer den Reichs- und Kirchenfürsten jedesmal viele Tausende an Gefolge wie an Schaulustigen in die Mauern der Stadt einziehen sahen, glanzvolle Belehnungen und andere Staatsakte, Feste und Ritterspiele, schufen der Stadt ihren hochangesehenen Namen und ihre Bedeutung. Kaiser Heinrich IV. wurde im Kaiserhause geboren (1050) und wenige Wochen darauf vor der glänzenden

Verammlung deutscher Fürsten, die der Vater dorthin berief, zum König ausgerufen. Wie seine Eltern, Kaiser Heinrich III. und die Kaiserin Agnes, es gern getan, weilte auch der hier Geborene, wenn es irgend anging, mit großer Vorliebe an diesem Kaiserthron im Harz, dem sie alle mit vieler Liebe anhängen und wo sie besonders freudig meist das Weihnachtsfest feierten. Heinrich III. erbaute den „wunderbaren Dom“, der uns, bis auf die Kapelle mit ihren Kostbarkeiten, leider nicht erhalten geblieben ist, sondern im 17. Jahrhundert verfiel; seine Gemahlin stiftete das Kloster auf dem Petersberge. Papst Viktor II. *) weilte im Jahre 1056 zum Besuche des Kaisers hier, weilte den Dom und beide zogen darauf mit großem Gefolge in die Einsamkeit des kaiserlichen Schloßchens Bodfeld bei Elbingerode, um dort der Jagd obzuliegen. Der Kaiser erkrankte jedoch hier und verschied nach kurzer Zeit in Gegenwart des Papstes. Ein Leichenzug von großem feierlichem Gepränge durchzog nun die Wildnisse des Harzes nach Goslar zu, von wo der tote Kaiser, nachdem sein Herz im Dom beigelegt war, nach Speier zur letzten Ruhe übergeführt wurde.

Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts verblaßte bereits der Glanz auch dieser prunkvollen Pfalz, die kaiserlichen Hoflager hörten auch hier allmählich auf, der Pallas blieb unbewohnt, und wenn auch noch längere Zeit hindurch für seine Erhaltung Sorge getragen wurde, geriet er doch in Vergessenheit und begann nach und nach zu verfallen. Schließlich für wenige Tausend Taler in den Besitz der Stadt gelangt, hat er dann, wie bereits erwähnt, im Laufe der Zeiten den verschiedenartigsten Zwecken gedient und endlich ganz unbenutzt dagestanden, so daß sich Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts in Wahrheit die wehmütigen Worte jenes alten Studenten-

*) Im Kloster zu Pöhlde (zwischen Harz und Eichsfeld), wo sich zu jener Zeit ebenfalls oft das kaiserliche Hoflager befand, besonders das Heinrichs II., weilte im Mai 1058 auch Papst Gregor zur Bischofsweihe.

liedes darauf anwenden ließen: „Ihre Dächer sind zerfallen und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin“. Doch die lange drohende Schmach, daß wie der Dom auch jener alkehrwürdige Kaiserbau gänzlich verschwinden könne, ist, wie wir im Vorstehenden ersehen haben, von unserem deutschen Volke noch rechtzeitig abgewandt worden, und als ein stolzes, herrliches und im Bilde durch ein reiches Stück deutscher Geschichte geschmücktes Werk erhebt sich heute auf althistorischer Stätte das weite massige Kaiserhaus, wohl wert, innen und außen von jedem Deutschen gesehen zu werden!

Es würde zu weit führen, noch mehr in dem Buche der reichen und interessanten Geschichte Goslars zu blättern. Es sei hier nur erwähnt, daß der Stadt auch die schwersten Heimsuchungen nicht erspart blieben, Kämpfe, Niederlagen, Aufruhr der Bürger, Demütigungen, große Feuersbrünste und empfindliche Verluste an Hab und Gut. So z. B. als Heinrich der Löwe, der Feind Barbarossas, 1181 die Bergwerke zerstörte, als der welfische Parteigänger Gunzelin 1206 die Stadt durch Verrat in seine Gewalt bekam und sie so furchtbar verwüstete. Das Ende der zweiten Blütezeit Goslars (der Hansa-Epoche, bis etwa ums Jahr 1600) wurde durch Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig eingeleitet, der von der Stadt alles Pfandgut und den Bergzehnten zurückverlangte, sie belagerte (1527) und ihr im Vertrage von Riechenberg (1552) die ganzen Bergwerke fortnahm. Es ging mit ihr abwärts. Während sie um 1500 noch fast ausschließlich reiche Kirchen, Kapellen und Klöster aufwies (von denen die fünf Stadtkirchen 1528 die Reformation annahmen), 19 Gruben und 26 Schmelzhütten im Besitz und Betrieb hatte, kam nach und nach fast Alles zum Erliegen, die Pest und der 30-jährige Krieg überzogen hundert Jahre später die „Reichsunmittelbare“ mit ihren Schrecken, so daß nach abermals einem Jahrhundert, als große Brände sie gewaltig verkleinert hatten, die Stadt eine kaum

tilgbare Schuldenlast bedrückte. Im Jahre 1800 zählte sie nicht viel mehr als 5000 Einwohner.

Brockenbesuche und Anderes.

Nach diesem Rückblick in die Kaiserzeit unserer Nachbarstadt Goslar sei noch der Besuche zahlreicher fürstlicher und anderer bemerkenswerter Personen gedacht, die dem Vater Brocken in älterer und neuerer Zeit galten. Wie bereits erwähnt, trug das geheimnisvolle Gebiet dieses alten, tausendfach zerstückelten Bergriesen früher nicht wenig dazu bei, einer Reise nach ihm und in den Harz das Wort zu reden, trotzdem eine solche früher wirklich nicht zu den Annehmlichkeiten zählte. Welche ergötzliche Schilderungen ältere Geographen oder Reiseschriftsteller z. T. vom Harz gaben, erwähnt Günthers „Harz in Geschichte, Kultur- und Landschaftsbildern“, dies vortreffliche und instruktive Handbuch für jeden Harzfreund, u. A. auf S. 477 aus einem im Jahre 1597 erschienenen Buche mit folgenden Worten: „Ein einiger vornehmlicher gemeiner Waldt ist in Germania, heißt Hercynia sylva auf Teutsch der Harzwaldt, hat seinen Namen vom Harz, zu Latein Resina. Diß Gewälde soll vor Zeiten seinen Anfang gehabt haben an der französischen Grenz und sich gegen Morgen und Mittnacht in die Länge biß an die Grenzen Asiae erstreckt haben“. Derlei Angaben bekundeten auch oft, wie unbekannt das Innere des Gebirges, und wie unwegsam es sein mußte, und ließen, wenigstens bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, nicht grade den Wunsch aufkommen, vergnügenshalber den Harz zu bereisen und besonders den Brocken zu besteigen, der ja in der That zu jener Zeit einer vollständigen Wildnis gleich und gänzlich ohne Weg und Steg gewesen ist. Wann und von

welcher Seite durch teilweise Dichtung der urwaldartigen Brocken-, Moor- und Heidehindernisse das Erste getan ist, um ihn nur einigermaßen ersteigbar zu machen, ist nicht mit Sicherheit festgestellt, jedoch ist wohl anzunehmen, daß dies von Seiten der Brockenherren, der Grafen von Wernigerode, noch viel eher als im Jahre 1736 Graf Christian Ernst das „Wolkenhäuschen“ erbauen ließ, veranlaßt wurde. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig mußte im Jahre 1591 seiner Gemahlin, der es die Neugier nach dem Hexenzauber des Blocksbergs angetan hatte, willfahren und sie auf einem zu diesem Zwecke durch nebeneinandergelegte Tannenstämme fast bis zur halben Höhe hergestellten recht kostspieligen Fahrwege hinauffahren. Ob sie und das Gefolge von da ab aber auch noch den Gipfel erreicht haben, ist leider nicht berichtet. Eines ebensolchen improvisierten Weges hat sich in etwas späterer Zeit auch Herzog Rudolph August zum Aufstieg bedient. Vorher schon war der erste bekannt gewordene Brockenbesucher, der gelehrte Botaniker Thal, oben, der sich dieser mühevollen Wanderung unterzogen hatte, um seiner Wissenschaft durch die Erforschung der weniger artenreichen als eigenartigen Brockenflora zu dienen.

Von da ab hörten die Brockenbesuche, wenn sie auch vorläufig noch geringfügig in der Zahl blieben, nicht mehr auf. Und daß jene Mutigen nicht auf halbem Wege umkehrten, sondern sich meist bis zum Gipfel tapfer durchschlugen, trotzdem sie dort oben unter freiem Himmel, in Sturm, Regen und Kälte, oft dick vereist, gewöhnlich auch eine Nacht zubrachten, das haben genugsam die Beschreibungen ihrer Brockenreisen erwiesen, die in manchen Schriften uns noch heute erhalten sind und teils ebenso oft sonderbare Anschauungen über das Gebirge, wie Belehrungen, aber auch viel köstlichen Humor aufweisen. Das erwähnte Buch Günthers zählt eine lange Reihe von bemerkenswerten Brockenbesuchen auf, die teils den auf dem Berge geführten Fremdenbüchern, teils den Auf-

zeichnungen der verschiedensten Harzschriftsteller entstammen. Eine lückenlose Aufzählung der Besuche wird sich nie mehr ermöglichen lassen, da manche es verschmähten oder vergaßen, sich einzuzeichnen oder sich zu erkennen zu geben, andererseits aber auch die Brockenbücher sowohl zu spät begonnen (1753) und dann nicht einmal pünktlich und regelmäßig geführt und aufbewahrt worden sind. Fürst Friedrich von Anhalt war im Jahre 1649 auf dem Gipfel, im Jahre 1697 war auch Zar Peter von Rußland (Peter der Große) auf seiner Rückkehr aus Holland, wo er in Zaandam auf den dortigen Werften als Schiffszimmermann gearbeitet hatte. Als aber der „Harzgraf“ das bereits erwähnte „Wolkenhäuschen“, den bescheidenen Vorläufer des im Jahre 1800 erbauten, 130 Fuß langen Brockengasthauses, errichten ließ, ebenso ein Häuschen auf der nahen Heinrichshöhe, war wenigstens gegen die schlimmsten Wetterunbilden einiger Schutz geschaffen, und die Besuche nahmen alsbald mehr zu. Zahlreicher wurden die Ausflüge und oft kamen Professoren mit ihren Schülern ins Brockengebiet, um dort Studien obzuliegen, wie es z. B. der bekannte Botaniker v. Haller oft getan hat. Die eigenartigen Verhältnisse des Brockens in klimatischer und manch' anderer Hinsicht regten immer mehr zu Besuchen im Interesse der Wissenschaft auf den mannigfachen Gebieten an. Höhenmessungen, meteorologische, geologische, botanische und andere Untersuchungen wechselten miteinander ab. Trigonometrische Messungen verfolgte bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Aufenthalt des preussischen General-Feldzeugmeisters Grafen von Schmettau, physikalische und Höhenmessungen die wiederholten Besuche des berühmten Gelehrten Silber-schlag und öftere barometrische Untersuchungen stellten Wyltus, ein Freund Lessings, und Professor Hollmann aus Göttingen auf dem Berge an. Auch Gauß, der berühmte Göttinger Mathematiker, war im Beginn der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts dort, da er nach seiner Erfindung des Heliographen vom Hohen-

hagen bei Göttingen aus (wo ihm jetzt ein Denkmal gesetzt werden soll) nach den beiden andern Endpunkten seines Vermessungsdreiecks, dem Brocken und dem Inselberge i. Th., seine Signale sandte. Achtzehn Jahre früher, 1803, war der Marschall Mortier, der spätere Herzog von Treviso, auf dem Brocken.

Das anhaltinische Fürstenhaus ist unter den Besuchern stark vertreten, aber auch eine lange Reihe von Mitgliedern vieler anderer deutscher und außerdeutscher Herrscherfamilien zählt die Brockenchronik auf. Nicht, daß sie alle in den so wie so unvollständigen Fremdenbüchern verzeichnet ständen — bei weitem nicht! Im Jahre 1805 führte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den längst beabsichtigten Besuch beim Grafen zu Stolberg-Wernigerode, sowie des Brockens in Begleitung der Königin Luise und des Prinzen Wilhelm aus. Der alte Blocksberg aber zeigte selbst der liebreizenden Königin gegenüber ein mürrisches Gesicht. Nach anfänglich schönem Wetter traten Kälte, Regen und Nebel ein und die hohen Gäste hatten so gut wie nichts von dem Ausfluge gehabt, so viel auch oben im Wirtshause zu ihrem Empfange, wie auf dem Wege hinauf schon zu ihrer Bequemlichkeit seitens der gräflichen Verwaltung geschehen war, den Besuch angenehm zu machen. Nach den von Günther erwähnten Aufzeichnungen verschiedener Chronisten sind von da ab seitens des preussischen Königshauses noch manche Brockenbesuche zu melden, u. a. der erwähnte Prinz Wilhelm mit Gemahlin und Sohn noch einmal 1821, der spätere Kaiser Wilhelm und Prinz Carl in demselben Jahre, Kronprinz Friedrich Wilhelm (der spätere Friedrich Wilhelm IV.) 1825, Prinz Friedrich Wilhelm (der spätere Kaiser Friedrich III.) 1847 und mit der Kronprinzessin Viktoria auch 1865, Prinz Albert 1828, Prinz Georg 1839. Nach seinem ersten Claußthaler Besuch hat auch König Hieronymus mit der Königin Katharina den Brocken erstiegen (1811), ferner der

König Friedrich August und der spätere König Johann von Sachsen, 1834 bezw. 1843.

Von dem Dichter Goethe sind drei Brockenreisen (1777, 1783 und 1784) bekannt, während deren er fast den ganzen Harz besuchte, ihn mit dem größten Interesse durchritten und durchwandert hat und auch besonders dem gesamten Bergbau- und Hüttenwesen eingehende Beachtung schenkte. Auf der ersten Reise kam er von Goslar herauf, wo es ihm als in einer „vermodernden Stadt“ nicht gefiel, während er in Claußthal frisches, fröhliches Leben fand. Er besuchte die Gruben Dorothee und Karoline und noch manches Sehenswerte, logierte im Claußthaler Rathause (wo noch heute eines der Fremdenzimmer den Namen Goethestube trägt) und ging von hier über Altenau und Torfhaus nach dem Brocken hinauf. Da es der 10. Dezember war, hatte er auf dieser Tour auch hohen Schnee; aber er traf es gut und war hochbefriedigt nach Claußthal zurückgekehrt. Auch die zweite und dritte Brockenreise führten den Dichter nach den Schwesterstädten, die er sehr lieb gewonnen hatte, zumal ihm auch in Zellerfeld ein wertgeschätzter Freund in seinen Weg getreten war, der damalige Berghauptmann v. Trebra daselbst, ein gelehrter Mann, der ihn auf der zweiten Brockentour begleitete und späterhin noch von großen Einfluß auf Goethes Lieblingsbeschäftigung, Mineralogie und Geognosie, wurde. Im Faust, dieser wunderbaren Dichtung, diesem Rätsel, ist hundertfach die Einwirkung der geheimnisvollen Brockenwelt zu verspüren, die mächtigen Eindrücke, die der Dichter nach seinen ausgedehnten Harz- und Brockenreisen so packend und fesselnd in diesem Werke formte und verwertete.

Jene Zeit besonders und die nachfolgenden Jahrzehnte führten noch manchen Gelehrten und manchen Dichter auf den Vater Brocken, und es gehörte damals geradezu zum guten Ton, auf seinem Gipfel gewesen zu sein. Auch Heinrich Heine war oben, nachdem er über Verbach herauf in Claußthal eintraf,

wo er die Gruben, Hütte und Münze, „wo er sich Geld „vormachen“ ließ, besuchte und in der Goldenen Krone zu Mittag speiste, bei „frühlingsgrüner Petersilien-suppe, veilschenblauem Rohl, Kalbsbraten so groß wie der Chimborasso in miniature und geräucherten Seringen, die Bücklinge hießen“. — — Die Zeiten ändern sich. Was damals der Kronenwirt als Delikatess auf die Tafel setzte, den schwachhaften Bückling, gilt heute als „shocking“, wenn wir auch in bezug auf Kalbs- (und anderen) Braten die Vorliebe für den Miniatur-Chimborasso noch immer beibehalten haben. Das Leben der Harzer machte einen tiefen Eindruck auf Heine, und in manchem Bergmannshause hat er sich fleißig umgesehen und sich erzählen lassen. Trotz der ihm eigenen Bissigkeit bringt seine „Harzreise“ (1824) auch recht gemüthvolle Schilderungen der Einwohner und über das Gebirge selbst. Vom Brocken sagt er: „Ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Atem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam. . . . Der Eintritt, in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, märchenhafte Empfindung. Man ist nach einem langen einsamen Umhersteigen zwischen Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus versetzt; Städte, Berge, Wälder blieben unten liegen. . . .“ Dann schildert er das wüste Zechgelage der gerade anwesenden, meist aus Studenten bestehenden Brockengäste. Ihr wildes Treiben war ihm zuwider, er entzog sich ihm bald, spazierte noch vor dem Hause umher und begab sich dann zur Ruhe, um den Sonnenaufgang nicht zu verfehlen, den Heine wie folgt schildert:

„Schweigend sahen wir, wie am Horizont die kleine carmoisinrote Kugel emporstieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung sich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meer schwammen und bloß die Spitzen derselben hervortraten, so daß man auf einem Hügel zu stehen glaubte, mitten in einer

überschwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdscholle hervortritt . . .“ Trotzdem er das Essen vom Abend zuvor als schlecht bezeichnet, munden ihm jetzt Kaffee und Frühstück, denn „in meinem Magen sah es so nüchtern aus, wie in der Goslarschen Stephanskirche . . .“ Dabei durchblättert er das Brockenbuch, das ihm „nach Bier, Käse und Tabak riecht“, und aus seiner hehren Stimmung, in die ihn soeben der majestätische Sonnenaufgang versetzt hatte, verfällt er wieder in seinen gereizten Ton über die Menschen, die mehr scheinen wollen, als sie sind, und übergießt alle diejenigen mit seinem beißenden Witz, die in diesem jedem zugänglichen Fremdenbuche solchem weitverbreiteten Bildungsmangel in faden Worten oder geistlosen Witzchen selbstgefällig auch noch Ausdruck liehen. Er schreibt: „Es war das sogenannte Brockenbuch, worin alle Reisende, die den Berg erstiegen, ihre Namen schreiben, und die meisten noch einige Gedanken und in Ermangelung derselben ihre Gefühle hinzu notieren. Viele drücken sich sogar in Versen aus. In diesem Buche sieht man, welche Greuel entstehen, wenn der große Philistertroß, bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, sich vorgenommen hat, poetisch zu werden. Benebelt herausgekommen und benebelt hinuntergegangen!“ ist ein stehender Witz, der hier von Hunderten nachgerissen wird.“ So polterte er, der selten fröhliche, der große Dichter Heinrich Heine. Laß sie, Unsterblicher, alle können ja nicht so geniale Witze reizen wie du; aber auch du hast vielleicht manches im Leben geschrieben, was du wie mancher Andere später gern „ungeschrieben gesehen“ hättest. Wir wissen ja Alle, daß davon Keiner ausgenommen ist. Und hättest du deine Philippika dem Brockenbuche selbst einverleibt — wer weiß, ob nicht durch sie seit anno 1824 manches Unheil und manche Entgleisung verhütet worden wäre!

Vielleicht hatte es Heine auch verstimmt, daß er bei dem Anblick des Sonnenaufgangs, der ihn fesselte und sein Inneres erschauern ließ, Deutschland noch

schnarchen hörte, wie er dies an einer andern Stelle seiner Reisebriefe schreibt:

„Und als ich auf dem St. Gotthard stand
Da hörte ich Deutschland schnarchen,
Es schlief dort unten in treuer Hut
Von sechsunddreißig Monarchen — — —“

Aber mit der Sonne schon erhebt sich im Allgemeinen selbst im Sommer noch kein Deutscher, weder ein Un- noch ein gewöhnlicher Sterblicher; also würde es auch Heine gewiß nicht getan haben, wenn er nicht des Tagesgestirns wegen vom Brockenwirt so früh „aufgestanden worden“ wäre. Darum hörte er Deutschland schnarchen — — —

In schlechter Laune wandte er sich mit dem größeren Teil der Studenten zum Abstieg, nicht ohne vorher ob der über alle Erwartung billigen Rechnung erstaunt gewesen und durch eine freundliche Brockenküchenfei mit dem üblichen Brockensträußchen an der Mütze geziert worden zu sein. Das war so üblich, und manches Scherzwort wurde zum Abschiede von jeher dabei ausgetauscht. Sie nahmen den Weg durch die Schneelöcher hinab, und der Marsch durch das herrliche Ifetal, seine Naturschönheiten und besonders die munteren Wasser der Ilse begeisterten den Dichter so sehr, daß seine Verdroffenheit längst einer fröhlichen Stimmung gewichen war, wofür er später sogar die silberwellige Harzprinzessin in schmeichelnden Versen besang.

* * *

Hundert und aber hundert Personen von Rang und Stand, Tausende vielleicht ohne diese Attribute, Koryphäen der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, Geistliche aller Glaubensbekenntnisse, Dichter und Maler, schöne Frauen, Christen, Juden, Türken und verschwiegene Heiden, Scholaren, Globetrotter und unverfälschte deutsche Handwerksburschen — sie alle haben sich in die später etwas regelmäßiger geführten Brockenbücher eingezeichnet; köstliche Proben ihres Un-

munts und Jorns, von Freude, Humor und Erstaunen sind der Nachwelt darin erhalten, je nachdem sie der Vater Brocken angetroffen hatten: mit heitrem sonnigem Antlitz oder mit der Nebel- oder Schneekappe über den Ohren. Viele Tage sind's ja nicht im Jahre die er seinen Besuchern mit einer vollkommen guten Aussicht lohnt, die Zahlen der Morgen-, Mittag- und Abend-Nebel zusammengerechnet sind mehr als das Jahr Tage hat, und daß völlige Windstille herrscht kommt im Durchschnitt nur 15 bis 20 mal im Jahre vor, sonst weht auf des Brockens Höhe beständig ein kühler Wind und die (im Jahresdurchschnitt 69) wirklichen Sturmtage sind wahrlich nicht „ohne“. Sind sie bis zum Orkan gediehen, so nutzen selbst die dreifachen Fenster samt den geschlossenen Fensterläden nicht viel und Herd- und Ofenfeuer werden zu gefährlichen Dingen.

Gefahren und Hindernisse reizten zu allen Zeiten die Menschen, sie zu bekämpfen, und so hatte es auch hier von jeher etwas Bestechendes, die Beschwerden des Aufstiegs überwunden und dem Alten in und oft über den Wolken einmal guten Tag gesagt und als arme Erdenseele für kurze Zeit auf dem Wolkenthron gefessen zu haben. Und gar erst, als die Harzgrafen, denen der „lange Herr Philister“ unter Preußens Oberlehns herrlichkeit zugehört, den Brockenkraxlern noch mehr entgegenkamen, statt des kleinen, aus rohen Quadern aufgeführten und mit Torferde und Moos verdichteten Wolkenstübels ein Wirtshaus bauen ließen und einen Aussichtsturm dazu (1800), ein Wirt nun für jede Bequemlichkeit und Stärkung sorgte, die Zugangsstraßen stetig besser wurden, und als gar im Jahre 1899 der Schienenweg bis auf die Ruppe des Berges hinaufgeführt wurde, da kamen Männlein und Weiblein noch häufiger herbei, und die überhaupt immerfort zunehmende Wanderlust der Gegenwart kam dem Brocken nicht wenig zugute. Fährt aber auch die Bahn bis oben hinan und bietet diese Bergfahrt auch ein entzückendes wild-schönes Panorama



des bezwungenen Riesens, so bleiben doch Unzählige, die dieser die Tour per pedes vorziehen und die Bahnfahrt wohl als die bequemste, aber nicht als die rechte Wanderart gelten lassen. Aber sie bietet nun auch denen, die Alters oder sonst irgend eines Grundes wegen sich nicht dem köstlichen Genuße des Marschierens hingeben können, die Möglichkeit, hinaufzukommen und sich des majestätischen Naturbildes zu erfreuen. Sind es doch weit über 700 Städte und kleinere Orte, die von dort aus bei günstiger Witterung, wenn auch wohl nur in den seltensten Fällen, überschaut werden. Dazu die landschaftlichen Schönheiten, Flüsse, Täler und Berge, der herrliche Sonnenauf- und Untergang. Man muß es gesehen haben, sonst ist die Vorstellung davon eine zu schwache.

Nein, der Besuch des Brockens ist längst keine Reise in die Wildnis mehr, sondern eine angenehme und höchst genussreiche Tour, die, sofern man nicht den Anblick des Sonnenaufgangs in sein Programm mit einbezieht, bequem in einem Tage auszuführen ist, auch von weiter her. Denn die Eisenbahn bringt den Naturfreund heute mit einem frühen Zuge leicht dorthin, von wo aus er recht wohl die Fußwanderung beginnen kann. Und wirklich zu „zart besaiteten“ Füßen winkt dann noch immer ein Rettungsanker, die Talfahrt, die den müden Kragler in Wernigerode oder sonstwo fast bis vor die Tür eines anderen Coupés bringt, so daß er kaum noch seine Pedale in Bewegung zu setzen braucht, wenn ihm etwa bei der Heimkunft auch noch die Straßenbahn oder gar ein eigenes Coupé oder Auto zur Verfügung stehen sollte.

Als älterer Mann, aber mit jugendfrischer Begeisterung im Herzen und empfänglichen Sinnes für die Naturschönheiten, besonders des Harzes, habe auch ich in neuerer Zeit wieder den Brocken besucht, und ich darf wohl sagen, daß mir sowohl Aufstieg wie Abstieg zu einem unvergeßlichen Vergnügen wurden, so daß ich andern Tages einer kleinen Müdigkeit garnicht achtete.



Freude und Genuß soll nicht nur das in der Ferne winkende Ziel dem Wanderer bieten; jeder Augenblick bringt uns; wenn wir munter fürbaß schreiten und fleißig nach rechts und links schauen, angenehme und anregende Bilder, das ewige Einerlei des Berufes ist für Augen und Sinne auf kurze Zeit ausgeschaltet und durch den buntesten Wechsel ersetzt. Wie töricht, wollte man das nicht so recht auskosten! Wie poesielos, ginge man an Allem achtlos vorüber, nur um zum Kilometerfresser zu werden, der nachher selbst unbefriedigt ist und nichts zu schildern vermag, weil er nichts gesehen. Der Anblick des prächtigen Hochwilds, den uns die Waldungen so oft bieten, der Eichhörnchen ergößliches Spiel, das fröhliche Konzert der buntschillernden, munteren Waldmusikanten, das Glockengeläut der Herden, blinkende Teiche, Bäche und das Rieseln der Quellen, weiter Blumen, Gräser und Moose — Alles, Alles ist tausendfältige Musik für Augen und Ohren, Alles lebt und treibt und knospt und sprießt, als ob es sich des Daseins freue; Entstehen und Vergehen, und deshalb bleibt er auch ewig jung und schön, der herrliche deutsche Wald!

Und in der Brockenwelt ist's dasselbe. Auch hier die bunteste Mannigfaltigkeit, und selbst höher hinauf, wo die Vegetation eintöniger wird, wo die Fichte, mühsam festen Fuß im Gestein suchend, den Unbilden der Stürme trotzt und immer zwerghafter erscheint, die dürre Heide, das Heidelbeerkraut über den Boden kriecht, auch hier interessiert es uns zu sehen, wie sich Alles den unabänderlichen Bedingungen der Natur fügt, wie uns Alles zum Nachdenken und Beschauen auffordert.

Darum auch keine Hast beim Ansteigen, keine Ueberstürzung. Es würde verkehrt sein, wenn die Beine auch noch so gern zeigen wollen, was sie leisten können. Da jagt in tollem Lauf, die zierlichen Alpenstöcke schwingend, junges Edelmwild in hellen duftigen Gewändern seiner Gesellschaft voraus und an uns vorüber der Höhe zu, zierlich und leichtfüßig wie die

Gazellen, lachend und der Bedächtigen spottend, als ob sie die Brockenveste im Sturm nehmen wollten. Ob sie glauben, die liebe Sonne würde, nachdem sie oben sind, ihnen zuliebe noch einmal aufgehen? oder fürchten sie, an der table d'hôte keine Plätze mehr frei zu finden? Ach, Strohfeuer war's nur, denn wir Alle aus den älteren Registern haben sie wieder eingeholt — in halber Höhe des Berges lagen sie zu beiden Seiten des Weges im schwellenden Moos und freuten sich des wenn auch schon wieder eingebüßten Vorsprungs. Ihre sonst kirschroten Lippen verrieten, daß sie längst abseits vom Wege von den Millionen süßer Heidelbeeren genascht, die die gütige Natur alljährlich so verschwenderisch auf dem weiten Brockenfelde austreut. Oder hatten ihnen, während sie träumerisch in das Blau des Himmels starrten, unsichtbare Brockenmännchen die köstlichen Früchte zwischen die schwellenden Rosenlippen gesteckt? —

Weise ist's, wenn z. B. der Aufstieg von Harzburg aus erfolgt, auf der Muzklippenbank den Morgenimbisß von „Muttern“ einzunehmen, im Angesicht des weitgedehnten Brockenmassivs, das wir noch zu bezwingen vorhaben; weise auch, sich weiterhin an der köstlichen Milch der Scharfensteiner Kühe zu erlaben und dann die gewaltige Steigung von hier ab so zu überwinden, daß man, wenn des Gongs metallener Klang aus dem Brockenhotel ertönt, ohne besondere Anstrengung bereits oben angekommen ist und nach einiger Rast an der Hauptmahlzeit mit gutem Appetit teilnehmen kann. Und dann auch nicht in moderner Hast mit dem nächsten Zuge wieder forteilen, um am gleichen Tage noch anderen Vergnügungen nachzugehen! Immer hübsch bedächtig, denn wir wollen auf dem Brocken doch auch Umschau halten, nicht „forimmesist“ 1141 Meter hoch hinaufgekommen sein, wir wollen vom Aussichtsturm herab (nota bene bei schönem Wetter!) das unvergleichliche weite Panorama genießen, das Plateau kennen lernen, dann bei einer guten Tasse Mokka einige Brockengrüße schreiben und nach unseren

Lieben in der tief unter uns liegenden Welt hinabflattern lassen. Und langweilig wird der Aufenthalt wirklich nicht. Welch' ein buntes fröhliches Leben und Treiben heute dort oben an einem schönen Sommertage! Wie atmet Alles Lust und Freude, wie blicken sie, die heraufstiegen, so stolz auf ihre Marschleistung zurück, die nun hinter ihnen liegt! Auf dem Aussichtsturm wird eifrig Umschau gehalten und endlich vermeinen sie Alle den Ort unten im Lande gefunden zu haben, von dem her sie heute hier heraufgekommen sind. Ob auch oft Irrtümer inbezug auf die Himmelsrichtung unterlaufen, ob einmal Schilda mit Schöppstedt verwechselt wird — mein Gott, so genau kommt es ja nicht darauf an, genug, wenn sie von dort her die Grüße mit den flatternden Taschentüchern „erwidert“ wähen.

Nun schnell ins Hotel zurück und die vorhin erwähnten Ansichtskarten mit den üblichen Witzern und Grüßen geschrieben. Zu Tausenden fliegen sie oft an einem Tage von hier aus in alle Welt hinaus, die Post und der Brockenwirt knöpfen uns hier eine Steuer ab, die nur einem ungeschriebenen Gesetz der modernen Zeit ihr Entstehen verdankt und nach und nach recht lukrativ geworden ist. Aber ohne diese papiernen Aufmerksamkeiten geht es nun einmal nicht mehr. Als ich vor einigen Jahren oben war, kreuzte ein Stephansjünger meinen Weg, der einen schweren Beutel voll solcher Grüße vom Hotel zum Zuge trug, und antwortete mir auf eine bezügliche Frage ziemlich unhöflich, die Kartenschreiber und mehr noch die Schreiberinnen sollte von Rechts wegen der T. . . . holen. Leider mußte auch mich seine gottlose Verwünschung mit treffen, denn auch von mir steckten einige Karten in seinem Beutel. Ich bot dem Vielgeplagten mein Etui und das Gesicht des Kaiserlichen Posthilfsbriefträgers erhellte sich zusehends.

Wenn wir in dieser Weise einige Stunden auf der Bergspitze verweilt haben, ist der Körper wirklich erholt und der Abstieg kann, sofern man nicht die

Bahn zu benutzen gedenkt, unbedenklich per pedes apostolorum erfolgen; und Jeder wird mit dem Gedanken scheiden, Prächtiges gesehen und einen wahrhaft schönen Tag verbracht zu haben.

Gehet denn hin, ob ihr schon dort waret oder nicht; oder reitet, radelt, rodelt, autelt, fahrt Bahn oder Kutsche, fahrt Schneeschuh oder Schlitten, fliegt à la Zeppelin, zum ersten oder zehnten Mal; fahrt hin und staunt, und immer wird die Reise, wenn der Wettergott nur gnädig ist, eine genußreiche sein! Sie reut Keinen!

Ein Besuch des Clausthaler Gruben- und Hüttenbetriebs vor 200 Jahren.

Ein in diesem Blatte vor einigen Jahren bereits erwähnter Mann, der Frankfurter Ratsherr v. Uffenbach, schildet in seinem 1753 erschienenen Reiseswerk auch einen Besuch unserer Schwesterstädte und hauptsächlich der Clausthaler Gruben. Er war ein scharfer Beobachter, und sein großes Reiseswerk zu lesen, ist in bezug auf Vergleiche mit der heutigen Zeit eine angenehme Beschäftigung. Am 25. November 1709 traf er in einem für 16 Reichsthaler in Goslar gekauften, besonders fest gebauten Wagen, nachdem er dort und in Oker die Bergwerke und Vitriol-Hütten besichtigt, über Zellerfeld in Clausthal ein und stieg mit seiner Begleitung in der „Crone“ ab. „Die beyden Städte, so hart an einander stoßen, und nur durch ein Thor abgesondert sind, sind ohne Mauern, haben aber weite Straßen, und hin und wieder schöne Gebäude, darunter insonderheit ein prächtiges, großes und wohlerbautes Amt-Haus in Clausthal ist.“ Er erfreute sich hier eines Bekannten aus Frankfurt, des jungen Herrn Bonhorst, „welcher alhier Münzmeister ist“, und den er von seiner Ankunft unterrichten ließ. Am folgenden Tage früh halb 7 Uhr sandte dieser einen Führer für Herrn v. Uffenbach,

und alsbald fuhr er mit diesem, zwei anderen (schwedischen) Besuchern und „zweenen Steigern, welche mit den Lampen zwischen uns her waren“, ein, und zwar zunächst auf der Grube „Englische Treue“ (in der Nähe des jetzigen Kaiser Wilhelm-Schachtes), von der das alte Zechenhaus noch heute vorhanden ist. Im Grubenkittel durchfuhren sie alle Gänge dieses Schachtes, sahen aller Arbeit, auch dem Bohren, aufmerksam zu und ihretwegen wurde auch geschossen und gesprengt, was sonst in allen Gruben nur um Mittag, ehe die Leute ausfuhren, geschah. „Man muß sich über die mühsame Arbeit der Bergleute verwundern“, schreibt Uffenbach, worauf er diese des Nähern wie folgt schildert: „Wann sie erstlich Adern getroffen, wird ein Stück, etwa drey bis vier Ellen in der Runde rings herum losgehauen, oder vielmehr wegen seiner Härte mit ihren gewöhnlichen Hämmern abgekippet. Nachdem wird hinten durch die Bohrer, deren sie drey haben, davon einer immer länger, aber dünner als der andere ist, ein Loch, gemeiniglich bey zwey Ellen tief gemacht. Diese Bohrer sind eines guten Zolls dick und die kleinsten zwey Ellen lang, runde eiserne Stangen, welche unten in eine mit vier scharfen Ecken zulauffende Spitze gehen. Diese werden von einem Manne gehalten, und von einem andern mit einem schweren Hammer durch unzählige starke Schläge hineingetrieben, welches dreyzehen Stunden erfordert. Wann nun das Loch fertig ist, machen sie von Papier eine Röhre, thun in dieselbige bei einem halben Pfund und mehr Pulver, stecken sie ganz hinein. An die von Papier ist eine eiserne Röhre angesteket, die in der Mitte einen eisernen beweglichen Stab hat, mit welchem sie als mit einem Ladstock etwas Pulver zu einem Lauf-Feuer bis an vorn an die Röhre ein Stückgen Schwefel, nicht viel über Glieds lang hängen, oder legen. Dieses muß einer mit einer Lampe anzünden, und geschwind an die Seite treten, da es dann mit einem zimlichen

Gepressel losgehet, und eine große Menge Steine und Erz von einander schläget, davon das Gültige durch ein Pferd mit einem Rübhel herausgezogen; das Gestein aber, und so nichts nützet, zu Bevestigung der Stollen und Gruben zwischen das Gehölz geschüttet wird . . .“ Ein klein wenig anders als heute, besonders die Förderung der Erze durch ein Pferd, die bei der heutigen Tiefe unserer Gruben gänzlich ausgeschlossen ist.

Von hier aus fuhren die Fremden „durch den untersten Stollen in eine Grube, die „Herzog Georg Wilhelm“ genannt wird, in welcher wir am tiefsten waren, nemlich hundert und sechzehnen Lachtern vom Tag (d. i. von oben, jede Lachter zu sieben Schuh, thut achthundert und zwölf Schuh), nachdem wir zweyunddreißig Fahrten oder Leitern, mit sehr weit von einander stehenden Sprossen, hinunter gestiegen, oder nach Bergmanns-Art gefahren, welches aber wohl steigen und nicht fahren heißen mag.“ Dann kamen sie nach wiederholtem Aufsteigen und „manchen Anstoß des Kopfes“ beim Hindurchfrieren nach dem Kranicher- und Anna Eleonorer Schacht, von da gings hinauf auf den Dreizehnlachter-Stollen und dann nach der „Türcken-Steuer, woselbst viel glänzend Erz blickte.“ Dieser letzte Schacht war i. J. 1701 eingestürzt, und er wurde, wie Uffenbach meldet, „izt wieder aufgeräumt. Man konnte nicht genug mit Verwunderung und Schrecken ansehen, wie das Gehölze, Steine und Erz untereinander lag, und die dicksten Bäume zer schlagen und zerbrochen hatte, und daß sie nicht von oben, sondern von unten her ohne Furcht aufräumen und (aufs Neue) aus arbeiten; und das wegen dieses Vortheiles, daß sie das Untaugliche unten gleich wiederum zum ausfüllen gebrauchen, und nicht erst oben hinausbringen.“ Der Schacht sei sehr gut, da er ehemdem „60 Spezies Reichsthaler auf jeden Ruz alle Quartal und noch zur Zeit dieses Besuches acht Reichsthaler wirkliche Ausbeute gegeben habe und ein Ruz bis 400 Reichsthaler koste.“ Sodann beschreibt Uffenbach die damals für die Wasserabführung in

Frage gekommenen 3 Stollen, den untersten, eine Meile Weges unter der Erde hinziehenden 13 Lachter-Stollen, den mittleren (19 Lachter-Stollen) und den obersten, „so der geringste“ (Frankenscharnner Stollen). Darauf fuhren sie aus, „bis wir endlich mit großem Verlangen auf die Jacobsleiter, das ist die letzte, da man den Tag wiederum siehet, gelangten, und, Gott sey dank! glücklich heraus kamen.“ Vier Stunden hatten sie unter Tage zugebracht und auch noch eine Wasser-Kunst besichtigt, „allwo ein sehr großes Rad die Eimer mit den Erzen, an statt der Pferde, aus etlichen Schachten ziehet.“

Nachdem in der Krone die Mittagsmahlzeit eingenommen war, erfolgte der Besuch der Hütten. Ihre Gebäude und der ganze Betrieb machten einen sehr günstigen Eindruck auf den Besuch. Uffenbach äußerte sich wie folgt darüber: „Dasselbst sahen wir erstlich ein zimlich hohes und großes Gebäude, darinne sechs Ofen zum rösten befindlich, welches geschiehet, wenn die Erze gepochet oder gestampfet sind. . . . Die hiesige Schmelzhütte ist ein so großes, hohes, breites und schönes Gebäude, als ich zu dergleichen Arbeit niemals gesehen. (Auch die sächsischen und meißnischen Hüttenwerke hatte U. wenige Jahre zuvor besucht.) Es sind zehen Defen darinne, die eine erschreckliche Gluth haben. Es wurde eben Schutt gemacht, oder Feyerabend; das Feuer mit dem völligen Winde der Blasbälge ausgeblasen, und der Ueberrest, oder, wie es genennet wird, die Gräze, das ist, was nicht von sich selbst herausgeflossen, wurde herausgezogen, welches dann mit dem Behenden und Rauchfang dem Churfürsten zustehet, und durch einen Grätz-Meister das Gute herausgebracht wird. Nachdem zeigte man uns die zween Treib- oder Schiedheerde, da eben die Arbeit ginge. Auf diesen zweenen Heerden werden alle Wochen vierhundert Mark Silber herausgebracht (die Mark Silber betrug 13 Thlr. 22 Ggr. 8 Pfg.), und wohl tausend von allen Werken, nemlich Zellerfeld, Andreasberg, Wildemann und Claußthal, welche alle zu Claußthal vermünzet werden“.

Dem fürstlichen Münzgebäude und der interessanten Arbeit des „Geldmachens“ galten die letzten Stunden des Tages. Die Aufzeichnungen Uffenbachs auch hierüber sind von Interesse. Er schildert, wie zunächst aus dem Edelmetall etwa ellenlange, Daumen breite und zwei Messerrücken dicke Zähne gegossen und diese durch eine Blattmühle, von Pferden getrieben, dünner, breiter und länger gezogen wurden. Dann habe man das, was zu Zweidrittel-Thalern und Thalern bestimmt gewesen sei, mit besonderen Maschinen in einem Druck rund geschnitten, worauf man die Handschrift gleichfalls mit einem Druck angebracht habe. „Die Reiffen oder Serrae aber an den kleinern Münzen kommen im Abschneiden daran, nachdem sie erstlich auf einer Mühle (so wie die Blattmühlen) an einem Stück auf beyden Seiten gepräget worden; die allerkleinsten, als Vierling und Dreher, werden gar wunderlich gemacht, und mit einem Hammer geschlagen, da, so oft ein Mann schlagen kann, allemal einer fertig ist. Es ist sich zu verwundern, wie die so kleinen Stücke Silber in solcher Geschwindigkeit von einem Menschen unter die Stempel geschoben werden können; zumal da derselbe den obersten Stempel durch einen Steigbiegel mit dem rechten Fuß allemal in die Höhe ziehen muß. Etwas, so ich in der Münz zu Berlin anders gesehen, war dieses, daß die Blätgen zu den großen Stücken oder Münzen nicht, wie dorten, erstlich oval, sondern gleich rund untergelegt, und doch viel sauberer und gerader, als jene, werden . . .“

Unsere gute alte Bergstadt war also, den damaligen Verhältnissen entsprechend, auch vor zweihundert Jahren schon manchen anderen Orten „über“ und stand „auf der Höhe der Zeit“, wie hier wieder von einem ganz einwandfreien Zeugen, der „mehr gesehen hatte“, bestätigt worden ist.

Von großem Interesse ist auch die Bemerkung, daß zu jener Zeit ein Tor die beiden Schwesterstädte, „so hart aneinanderstoßen“, getrennt habe. Sie muß



wohl als richtig anzusehen sein, wie hätte sonst der reise- und schreibgewandte Uffenbach zu ihr kommen können? Merkwürdig ist nur, daß die Heimatgeschichte, auch in den Schulen, uns nie davon Kunde gegeben hat, auch die Ueberlieferung von Mund zu Mund nicht. Vielleicht wird Näheres darüber, besonders wie lange nach jener Zeit die Torscheide der beiden Schwesterstädte noch bestanden hat und an welcher Stelle sie sich befand, einmal von berufener Seite den Lesern dieser Blätter mitgeteilt werden. Gewiß wäre es Manchem recht erwünscht!

Die Clausthaler „Bergmusici“.

Wie heutigen Tages noch, so erfreuten sich auch die Mitglieder des Clausthaler Bergmusik-Korps der älteren Zeit durchweg großer Beliebtheit bei der Harzer Bevölkerung, und überall, wo nur „etwas los“ war, wollte man sie haben, um die Feste durch ihre Mitwirkung verschönern zu helfen. Ja man suchte sich sogar, wenn ihr Direktor Mezger es erlaubte, zu kleineren Feiern seine Leute aus, die man besonders gern hatte. Doch sie waren auch gewissermaßen gebunden, denn als angestellte „Bergleute“ (im Untersteigerrang) konnten sie oder ihr Direktor nicht ganz frei über ihre Zeit und ihre private musikalische Tätigkeit verfügen. Die allsonntägliche Morgenmusik für den Berghauptmann im Amthause hatte z. B. oft einige oder alle Mitglieder wieder aus den Federn gezwungen, wenn sie sich eben erst der Ruhe hingeeben hatten. Denn nicht selten waren sie Sonnabends nach auswärts zu Festlichkeiten gewesen und hatten dann in der Nacht, mitunter bei der schlechtesten Witterung, in Schneesturm und Glätte, mit ihren Instrumenten und Noten bepackt, noch einige Stunden marschieren müssen. Müde und abgespannt zogen sie

von den verschiedensten Harzorten daher, schweigend, in gespenstischem Zuge, der die runde Zylinderlaterne Tragende voran, immer von dem Gedanken gequält, daß die Nachtruhe keine lange sein werde. Kammen sie von Grund herauf, so wurde das „abgekürzte Verfahren“ eingeschlagen, nämlich der damals noch erlaubte Weg durch den Pelikaner Stollen, so daß sie bis zu dessen Mündung bei der Silberhütte wenigstens vor etwaigen Wetterunbilden geschützt waren. Freilich tropfte es auch dort unaufhörlich von der Firste, und ihre Garderobe litt nicht wenig darunter, da sie doch kein Anfahrzeug war.

Auch das Blasen hoch vom Turm der Clausenthaler Marktkirche, wie es in früherer Zeit am Sonnabend mittag üblich war, und durch das den Einwohnern stets ein paar feierliche Choräle und andere geeignete Musik zu Gehör gebracht wurden, und dem man selbst dort unten inmitten des lauten Wochenmarkttreibens gern zuhörte, verursachte den damals meist älteren Herren des Korps arge Mühe. Denn sie mußten viele Treppen hinauf, bis sie hinter den Schall-Rufen standen, aus denen dann, nachdem man sich geraume Zeit verpustet hatte, die herrlichen Töne aus ihren Instrumenten in reinen vollen Akkorden über die Stadt dahin schwebten. Und im Winter, wenn die Lippen am Mundstück festfroren, war es wahrlich kein Vergnügen, dort oben zu blasen. Herr Koch — „der Knabe, der das Waldhorn blies“ — ein kleiner dick-rundlicher Mann, hat genug geschimpft und sich abgequält an den endlosen Stiegen, aber auch alle übrigen räsonnierten in jenem alten Glockenturm mehr, als es hier ihnen die Polizei wohl erlaubt hätte. Er ist heute abgekommen, dieser schöne alte Brauch, zum größten Bedauern wohl aller Einwohner der Bergstadt. Haben es jene alten „Barksänger“ noch durchgesetzt, daß es aufhörte, behielt ihre Abneigung gegen die Treppen die Oberhand? Ich weiß es nicht, habe aber schon immer lebhaft bedauert, daß die schöne Uebung für alle Zeit vorbei ist.

Und auch dies war nicht alles, was sie an Pflichtmusik zu leisten hatten. Hierzu gehörten vielmehr noch Empfänge, bergmännische Aufwartungen, Berg- und Hüttenfeste, deren erstes seit ihrer Einführung auf dem Harz unter preussischer Landeshoheit das der Berginspektion Silbernaal war (2. Juli 1869). Es wurde auf dem „Knollen“ bei Grund gefeiert. Während die Bergleute den Tag feierten und einen halben Taler aus der Knappschaftskasse erhielten, bekamen die Bergmusiker je einen und der Direktor zwei Taler für diesen Tag, sowie freie Beköstigung. So war es für jedes Berg- und Hüttenfest vorgeschrieben. Der Musikdirektor erhielt auch sonst von allen Einnahmen des Korps den doppelten Teil, wie es vielleicht heute noch gehandhabt wird. Was von dem Vorhingesagten jetzt noch zu Recht besteht oder gang und gäbe ist, möge dahingestellt bleiben, da Schreiber dieser Zeilen seit langen Jahren schon nicht mehr auf dem Harze lebt und darum aus dieser Zeit nichts Selbsterlebtes schildern kann.

Die Beliebtheit des alten Schaper von den Bergmusikern älterer Zeit beim König Georg V. von Hannover war bekannt. Dem blinden König gefielen sein resolutes Wesen, seine urwüchsigem Antworten und vor allem sein Gesang, durch den ihn Sch. bei mancher Gelegenheit erfreute. Einst, als der König zur Zeit des Wunderdoktors Lampe in Goslar eines Tages von dort heraufkam, wo er diesen aufgesucht hatte, stellte sich Schaper mitten auf die Chaussee und schmetterte dem Landesvater mit seiner hellen Stimme unter Guitarre-Begleitung ein Lied entgegen, was Schaper, der sich gern pensionieren lassen wollte, das königliche Versprechen eintrug, einen Ruheitz nach seinem Wunsche zu bekommen. Damals existierten die Wegelderheber noch mit ihren Schlagbäumen quer über die Heerstraße, die diesen erst hochgehen ließen, wenn das daherziehende Fuhrwerk vor dem kleinen Schalterfenster des „Weghauses“ seine Tage entrichtet hatte. U. a. waren am Heiligenstock und gegenüber

der Erbprinzentanne solche Hebestellen. Diese letztere, die vakant war, hatte sich Schaper erwählt, aber da ihm Weitläufigkeiten gemacht wurden, wandte er sich kurz entschlossen nochmals an den König, worauf ihm die Stelle sofort verliehen wurde. Das Korps hatte sich in früherer Zeit oft des Interesses der Landesherren, die den Harz fast alle besucht haben, zu erfreuen. So frug auch König Georg IV. von England und Hannover im Oktober 1821, als er zur Krönung nach Hannover reiste, die mit einem Aufwartungskommando von Berg-, Koch-, Hütten- und Fuhrleuten ins Amt Rothenberg entsandten Mitglieder des Korps (den Bergsänger Hoff), ob sie denn auch noch: „Gestern Abend war Better Michel da,“ sängen, was er von ihnen früher schon gehört hatte.

Als Metzger nach langjähriger Wirksamkeit 1866 als Kapellmeister ausgeschieden war, trat nach einer kurzen Pause C. Kaltenborn als Dirigent ein, der sich eines guten Rufes als Cornet-à-piston-Bläser erfreute. Nach 4jähriger Tätigkeit hatten jedoch Unstimmigkeiten, die hier nebensächlich sind, seinen Abgang bewirkt (27. Jan. 1870) und er wanderte im Monat März mit seiner Familie nach Amerika aus. Seines „silbernen Horns“ und wie er dieses handhabte, wird sich vielleicht heute noch Mancher erinnern. Zu seiner Zeit traten mehrere der ältesten Mitglieder in den Ruhestand, u. a. die Bergmusiker Krone und Deppe, der 53 Jahre dem Korps angehört hatte; am 3. März 1870 starb A. Abich, gleichfalls nach sehr langer Dienstzeit. Vic, Born waren schon früher durch den Tod abgerufen, und Oldach war 1854 mit nach Ramsbeck gegangen, wo er ein Musikkorps dirigiert haben soll. In die spätere Zeit gehörten außer Koch noch Wechsung, Buchheister, der ausgezeichnete Geiger, Meyer, der, da er den Bass spielte, kurzweg Bassmeyer genannt wurde; auch er wanderte nach Amerika aus. Weiterhin gehörten dem Korps an Wemheuer, der heute noch in Grund lebende und durch sein freundliches Wesen und seinen eigenartigen Humor allgemein beliebte Geiger,

Leßmann und Schimbier, den mit seiner Trompete W. Baum durch sein Gedicht über das erste Altenauer Knappschaftsfest i. J. 1869 wie folgt ehrte:

Bultaus, dar de Trumpet blies!
Ach, rief ä alt Weib:
Wenn dar mr doch sän Blossbalg ließ,
Dar hot ne Lung im Leib . . . !

Die größeren Reisen des Korps sind früher an dieser Stelle erwähnt. Diejenigen in dem Jahre des großen Brandes waren jedoch nicht die einzigen, sondern vor- und nachher haben sie mit Erlaubnis ihrer vorgesetzten Behörde solche unternommen. Dort aber in Schwerin, in jenem herrlichen Schloß am See, fand der Großherzog Friedrich Franz einen solchen Gefallen an der schönen Musik des Korps, daß dieses längere Zeit mit seiner Kunst dort aufwartete und dieser Aufenthalt allen seinen Angehörigen jener Periode die schönste Erinnerung geblieben ist, und mit Stolz blickten sie später noch oft auf das große Bild jenes Fürstenthrons, das sie alle von der Reise mitgebracht hatten.

Lagen keine anderen Verpflichtungen vor, dann wurden ab und zu in schöner Jahreszeit Abendmusiken bei diesen und jenen Einwohnern der Schwesterstädte gemacht, die dann, da sie vor den Häusern der Betreffenden stattfanden, zu richtigen Promenadenkonzerten wurden, indem sie schnell viel Publikum anlockten. Die Musik galt besonders denjenigen, die wohl Klubs (Union, Harmonie) angehörten, aber doch dienstlich, geschäftlich oder aus anderen Ursachen behindert waren, deren Konzerte und sonstige Festabende zu besuchen, und auf diese Weise in etwas schadlos gehalten wurden. Jedoch wie diese, so haben mit der Zeit auch die damals üblichen Neujahrsmusiken in den Häusern mancher Bürger aufgehört, da sie, besonders die letzteren, sich später nicht mehr so recht mit dem Ansehen des Korps in Einklang bringen lassen wollten, auch, wie man munkelte, den Musikerfrauen längst ein Dorn im Auge gewesen waren.

Den Unterricht der Mitglieder der verschiedenen, nicht nur der Clauenthaler und Zellerfelder Hornistenkorps, von denen einzelne nun auch schon 50 jährige Jubiläen ihres Bestehens hinter sich haben, ließen sich die „Bergmusici“ stets mit Eifer angelegen sein. Waren sie selbst doch aus einem solchen Bläser- und Sängerkorps entstanden, wie sie denn ursprünglich auch „Bergfänger“ hießen, eine Bezeichnung, die im Dialekt noch heute hie und da angewandt wird. Manche von ihnen haben sich jahrelang der dornenvollen Aufgabe unterzogen, in ihren Wohnungen im Einzelunterricht unter den sprödesten Elementen den Saulus zum Paulus, den Nichtmusiker zum Musiker zu machen, und Schreiber dieses hat manchmal gesehen, wenn seinem Großvater, der sonst die personifizierte Langmut war, der Geduldsfaden reißen wollte und die armen Notenblätter dann das Bad austragen mußten. Aber Beharrlichkeit führt stets zum Ziel, so auch hier; und wenn manchmal so ein junger Mann, trotz aller Begeisterung für die Sache, keine Gnade fand vor den Augen der strengen Lehrer, so haben diese Braven doch viele junge Bergleute so weit gebracht, daß sie, die in schwerer Arbeit tagaus, tagein sich mühen, oft tüchtige Mitglieder unserer beliebten Hornistenkorps wurden und allezeit freudig der Musik zugetan blieben. Sie steckt ihnen ja im Blute.

Ursprünglich war ja auch das Bergmusikerkorps aus dem Bergmannsstande hervorgegangen und seine Mitglieder haben ihre Schichten verfahren wie jeder andere Bergmann. Aber, obgleich sie heute noch bergfiskalisch „Angestellte“ sind, mußte mit der Zeit doch ihre Grubenarbeit aufhören, da es nicht nur galt, „Musik zu machen“. Es gehörte eben mehr dazu, und ohne dieses Aufhören speziell bergmännischer Dienste hätte die Clauenthaler Bergkapelle wohl schwerlich zu ihrem heutigen Ansehen und zu ihrer jetzigen Höhe in Bezug auf ihre musikalischen Leistungen gelangen können. Diese Erkenntnis ist auch diejenige ihrer vorgelegten Behörde gewesen, deren Liberalität

somit der Harz ein solches Elitekorps zu danken hat. Redensarten, wie: „Känne ahch arpen“ oder „Messen ahch wos tun for ihr Gald“, wie sie in jener Zeit hier wohl noch öfter zu hören gewesen sind längst verstummt und haben einer besseren Einsicht Platz gemacht.

So hat, wie wir sehen, auch das Clauenthaler Bergmusikkorps seine Geschichte, die vielleicht eine berufenerere Feder gelegentlich ausführlich zu schreiben beflissen ist. Wie die Tradition im Korps allezeit hochgehalten wird, so hat es sich auch unter seinen Dirigenten der letzten Jahrzehnte (Dittrich, Mundry, Peter) stets auf der Höhe der modernen Zeit mit ihren hochgespannten Anforderungen erhalten und wird dies auch in alle Zukunft tun; für die Gegenwart verbürgt uns das der Name Peter's, des jetzigen Leiters. Leider ist die Zahl der Mitglieder des Korps für mancherlei Gelegenheiten eine etwas zu geringe. Eine mäßige Verstärkung würde, obgleich der Etat des Königlichen Oberbergamts inbezug hierauf so leicht keine Ueber- schreitung gestatten wird, gewiß vom größten Vorteil in künstlerischer Beziehung sein.

Sei dem altangesehenen Musikkorps in Erinnerung an das Wort „Haltet Frau Musica in Ehren“ ein herzliches Glück auf ausgesprochen für sein ferneres Blühen und Gedeihen; allen seinen Angehörigen aber, die im Laufe der Zeiten der Gevatter Tod abgerufen hat, ein stilles ehrendes Gedenken!



X 157 g



Xa 1185 b

ULB Halle

3

003 125 580





Carl Eugen Paulig.

Aus der Vergangenheit
des Oberharzes.

